

PT
2647
E332
W5
191-

Wilhelm Wetgand

Wendelins Heimkehr

Eine Erzählung aus der Fremdenlegion

Insel-Bücherei Nr. 167

The logo consists of a black rectangular background with a white double-line border. Inside the border, the text "THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY" is centered in a white, serif, all-caps font.

THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Wendelins Heimkehr

Eine Erzählung
aus der Fremdenlegion

von

Wilhelm Weigand



Im Insel-Verlag zu Leipzig

11. — 20. Tausend

Vor zwanzig Jahren, als Bogenhausen noch ein unberührtes Dörflein war, erbte der Major Fabian Grimlinger den Landsitz des Doktors Aloys Gietl, der zu den bekanntesten Persönlichkeiten der östlichen Vororte und auch Münchens gehörte. Der alte Herr, ein hoher Siebziger, der mit keinem Menschen, auch mit keinem seiner Kollegen, verkehrte, fuhr täglich auf einem leichten Jagdwagen, vor dem zwei feurige Kappen schnaubten, in die Stadt, wo er seinen Liebhabereien als Sammler nachging. Neben dem Kutscher des Gefährtes, einem strammen Fuhrknecht, saß in himmelblauer Dienertracht ein verhugeltes Männchen, das eine Trompete in der Hand hielt und von Zeit zu Zeit eine kühne Fanfare blies. Während die Kappen auf der Fahrt in die Stadt wie zwei gutgenährte Teufel einherstoben, gingen sie auf dem Heimweg stets im Schritt, und anstatt der feurigen Fanfaren bekamen die Bogenhausener ein schönes Lied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus“, oder den tiefsinnigen Kantus: „Du lieber Augustin, 's Mensch ist fort, 's Geld ist hin“ zu hören. Über das Haus und die Sammlungen des alten Sonderlings liefen die merkwürdigsten Gerüchte um; jedenfalls nahm er alles, was er nur für billiges Geld bekommen konnte: Uhren, alte Kaufdegen, Monstranzen, Meßgewänder, Kaffeetassen, Wandteppiche, Holzfiguren, Schußschnallen, Globusse, Majoliken und was sonst ein unersättliches Sammlerherz erfreuen mag. Doch kein Mensch konnte sich rühmen, die Schätze des Doktors mit Kenneraugen gesehen zu haben. Wer an der Glocke neben dem verwitterten Parkgitter zog, wurde zunächst durch das wütende Gebell zweier herzustürmender Ulmer Doggen in Schrecken gesetzt, die an den eisernen Torstäben in die Höhe fuhren und den Eindringling mit fletschenden Zähnen anstarten. Für den Fall, daß es ihm gelang, dem alten Gärtner seine Berechtigung zum Eintritt klarzumachen;

durfte er sich immer noch auf irgendeinen Schabernack gefaßt machen: entweder warfen ihn die Hunde zu Boden, oder der Inhalt einer Wasserschale oder eines Mehläckchens stürzte auf den Besucher herab, wenn er an der Haustürglocke zog, die fern und feierlich in der Eintrittshalle des herrschaftlichen Wohnhauses anschlug. Diese Halle, wo jeden Tag ein anderes Modergerüchlein zu spüren war, mutete halb wie ein Museum, halb wie ein Trödlerladen an. Von der rufigen, gewölbten Decke hingen mächtige Adler mit ausgebreiteten Schwingen herab. Die Wände waren mit breiten, schadhaften Barockschränkchen verstellt, zwischen denen gemalte Bauernstühle eingezwängt standen, auf denen die merkwürdigsten Dinge, Puppen und Bogelscheuchen, Krippenfiguren und Billardkugeln, Kinderschuhe und Prunkschüsseln herumlagen. In dem geräumigen Treppenhause glänzte eine Ritterrüstung neben der andern; aber anstatt der Schwerter hielt jeder Gewappnete irgendeine andere Merkwürdigkeit, einen Destillierkolben, einen ausgestopften Affen, ein geschnitztes Jesuskind oder ein ausgeblasenes Straußenei in der eisernen Hand. Am Fuß der schiefgetretenen Stiegenhaustreppe, die sich einarmig, aber breit in die Höhe baute, saß ein Gerippe in vollem Wachs des Korps der Makaren auf einem alten dreibeinigen Prunkstuhl, dessen verschossener Purpursamt in Fetzen von dem braunen Holzwerk herunterhing. Der Besucher bekam indessen diese Herrlichkeiten nur im Flug zu schauen; denn er wurde eiligst in ein kleines nacktes Empfangszimmerchen geführt, an dessen Wänden bunte Steindrucke die Verheerungen der großen Volkskrankheiten in grellster Manier zeigten. Vor Verfluß einer halben Stunde ließ sich der Doktor niemals sehen, und dann suchte er jeden Besucher mit möglichster Schnelle aus dem Hause hinauszuschaffen. Von seinem Geiz erzählten sich die Nachbarn, die allerdings in Schuß-

welte wohnten, die merkwürdigsten Geschichten: es hieß, er halte seine paar Dienstleute nur durch das Versprechen zurück, sie in seinem Testamente zu bedenken, und wenn sie ihres Hungerdaseins je müde seien und aufmuckten, bringe er das Testament herbei und lese ihnen, damit sie satt würden, die Stellen vor, in denen sie mit fetten Summen bedacht waren. Tag für Tag ging er zu Hause in einer abgeschabten Kapuzinerkutte einher, die zuletzt nur noch aus lauter buntscheckigen Flecken bestand. Um sich vor Dieben zu sichern, hatte er das Gerücht in Umlauf gesetzt, der frühere Besitzer des Landhauses, der General Eisenschink, gehe als Geist auf seinem Grund und Boden um, und die Kinder, die mit erschrockenen Augen an der Parkmauer vorüberschlichen, bekamen oft die merkwürdigsten Töne zu hören: es war, als ob ein Major vor der Front fluchte, oder die Töne einer Aolsharfe schwebten aus geisterhafter Ferne daher. Zu den Eigentümlichkeiten des alten Doktors gehörte, daß er sich zu der Religion der alten Germanen bekannte: er ließ daher in dem kleinen Park, der die höchste Stelle seines Besitztums einnahm, eine Wodanstatue, die er aus dem Nachlaß eines Bildhauers für ein Butterbrot erwarb, aufstellen und umgab das Götterbild mit einem Teppich fetten Immergrüns.

Eines Tages fand man den Achtundsiebzigjährigen tot auf den Ziegelfliesen des Treppenhauses liegen, in dem die Ritter Wache hielten: eine Rüstung war umgestürzt und hatte den Greis so unglücklich getroffen, daß er die Treppe hinunterstürzte und das Genick brach. Da sich unter seinen Papieren kein Testament vorfand, wurden die rechtmäßigen Erben durch die Zeitungen von Gerichts wegen aufgefordert, sich zu melden. Nach langwieriger Prüfung der Erbansprüche erwies sich, daß ein Major Fabian Grimlinger, als Erbe seiner Frau, einer geborenen Gietl, nebst zwei alten Putzmacherinnen, die in Nürnberg lebten, Ansprüche auf das Gietlsche

Erbe besaßen. Dem Major kam diese Erbschaft höchst gelegen: er trug sich schon lange mit dem Gedanken, seinen Abschied zu nehmen und einen Landsitz in der Nähe Münchens zu erwerben, und da er selbst ein Freund von Altertümern war, machte er den beiden Miterbinnen den Vorschlag, den ganzen Nachlaß des Sonderlings durch einen beeidigten Sachverständigen schätzen zu lassen und ihren Anteil herauszubezahlen.

Die beiden Nürnbergerinnen, denen ganz unvermutet eine hübsche Erbschaft vom Himmel fiel, waren mit dem Vorschlag des Majors einverstanden, und so ging denn das Gietlsche Landgut, mit allem Drum und Dran, in den Besitz des Majors Grimminger über. Das weitläufige Besitztum, dessen Getreideäcker an einen Bauern verpachtet waren, befand sich in ungeheurer Verwahrlosung, als es der Erbe zum ersten Male betrat. Der große Garten, wo unter dem Vorbesitzer des Doktors die herrlichste Rosenzucht Münchens bestand, war ganz verwildert, und nur einzelne Beete dienten als Küchengarten. In dem kleinen Park, dessen mächtige Linden und Buchen Jahrhunderte zählten, war kein Weg mehr zu unterscheiden, und die große Wodanstatue stand halbverwittert auf ihrem Fußsteppich üppigsten Immergrüns, aus dem Tausende von blauen Blütensternen emporglänzten.

Der Major Grimminger erwies sich als würdiger Erbe dieses Besitzes: er behielt, als gewitzigter Liebhaber, nur die wertvollsten Stücke der Sammlungen und sorgte dafür, daß Luft, Licht und Sauberkeit in die alten Räume kamen. Die alte Köchin Fanny, die als treues Hausmöbel bei der Familie Grimminger in hohen Ehren stand, wirtschaftete mit ein paar Putzfrauen wochenlang wie der Teufel in dem alten Hause herum, ehe der neue Herr mit seinen vier Kindern, den Söhnen Otmar, Alfred, Gerwin und dem Töchterchen Adelheid, einziehen durfte.

Der Major hatte inzwischen seinen Abschied erbeten, um sich in München ganz der Bildung seiner Söhne widmen zu können. Die Erziehung seines Lächterchens, an dem er mit zärtlicher Liebe hing, hatte er einer älteren Schweizerin aus Lausanne anvertraut, die wie ein Schatten im Hause lebte, ohne sich viel bemerklich zu machen. Da er über das humanistische Gymnasium seine eigene Meinung hegte, sollten seine Buben zunächst Privatunterricht empfangen und dann, nach Ablegung der nötigen Prüfungen, in eine höhere Klasse, in die Obertertia oder Sekunda, eintreten. Auf diese Weise gedachte er sie längere Zeit in seiner Nähe zu haben und ihnen wenigstens einen Teil des üblichen Pennaljammers zu ersparen. Er scheute kein Geld, um ihnen die tüchtigsten Lehrer zu verschaffen, und unter Tags verging in dem Landhaus fast keine Stunde, ohne daß irgendein geprüfter Pädagoge etwas lehrte. Es war ferner der Wunsch des besorgten Vaters, daß die Herren Otmar, Alfred und Gerwin in derselben Klasse sitzen sollten. Auf diese Weise war es möglich, den Hausunterricht ganz einheitlich zu gestalten. Er selbst wohnte jeder Unterrichtsstunde bei, und mancher Lehrer mußte sich nach deren Ablauf eine Kritik gefallen lassen, die ihn, falls er gedient hatte, an seine Soldatenzeit erinnerte. Der glückliche Vater machte Lehrern und Freunden gegenüber kein Hehl aus seiner Überzeugung, daß es seinen Buben, deren Begabung keinen Zweifel litt, mit Leichtigkeit gelingen werde, die höchsten Stufen irdischen Ruhmes und Ansehens zu erklimmen. Er beobachtete deshalb, um ganz sicher zu gehen, aufs genaueste ihre kindlichen Neigungen, damit er imstande sei, ihnen den einzigen Weg zu ihrem Glücke selbst zu weisen.

Otmar, der Älteste, der zu der Zeit, da die Familie den Gietl'schen Besitz bezog, vierzehn Jahre zählte, war ein langnasiges, mageres, hochaufgeschossenes Bürschchen, das mit dem Appetit

eines Kannibalen aß, nicht unfleißig lernte und sein Zimmerchen in peinlichster Ordnung hielt, im übrigen aber an Gott und der Welt keinen guten Faden ließ. Er besaß eine besondere Gabe, die Schwächen aller Menschen, mit denen er in Berührung kam, aufzuspüren und mit säuerlicher Miene an den Pranger zu stellen. Die alte Fanny, an der alle wie an einer halben Mutter hingen, konnte ihn nicht leiden und nannte ihn nur „unsern Notar“. Diesen Kritikus ernannte der Major, noch ehe er sein dreizehntes Lebensjahr hinter sich hatte, zum künftigen Geheimrat und Minister: es war, so meinte er, die höchste Zeit, daß ein Mann mit scharfem Blick die muffigen Amtsstuben lüftete und den Herren, die da als Staatshämorrhoidarien faulenzten, die Zöpfe abschneitt. Schon das Zöpfeabschneiden sei kein Kinderspaß, sondern eine Tätigkeit, der nur die Kraft eines ganzen Mannes genügen konnte, und der Vater des künftigen Ministerpräsidenten rieb sich die Hände vor Entzücken, wenn er an die Staubwolken dachte, die das Ausklopfen der alten Perücken erregen würde. Obwohl er als treuer Bürger und unverdrossener Reichsgenosse lebte, war er mit dem Gang des Staatswesens nicht zufrieden, seit Bismarck im Sackenswalde grollte.

Über die Talente Alfreds und Gerwins blieb er längere Zeit im unklaren, obwohl er sie, wie ein Feldherr, scharf im Auge behielt. Doch auch diese Begabung trat allmählich siegreich, wie das prangende Tagesgestirn, aus dem Wirrsal der kindischen Neigungen hervor: als Alfred eines Tages mit zerfetzten Kleidern nach Hause kam, weil er ganz allein eine Schlacht gegen die Bogenhausener Dorfbuben geliefert hatte, ernannte ihn sein Vater für diese Heldentat sofort zum General, und diese Ernennung fand ihre Bestätigung, als er, acht Tage darauf, den halbwüchsigem Schlingel im zärtlichsten Getuschel mit der Hofe seines Onkels

nachbars am Parkgitter überraschte. Er setzte eine hohe Miene auf; aber im Grunde war er nicht unzufrieden: Venus und Mars gehörten zusammen, seit der Olymp das unauslöschliche Gelächter der Götter erlebt hatte, und die schönste Zeit seiner Jugend wurde in ihm wach, während er den künftigen General mit der Miene eines Vaters ausankte, dem die Jugend als staaterhaltendes Prinzip vor der Bürgerseele schwebt.

Gerwin, der Jüngste, ein pausbäckiger Bursche, in welchem der zärtliche Vater das Ebenbild seiner jung verstorbenen Frau liebte, trug ein verträumtes Wesen zur Schau, und mit seinen blonden Haaren sah er beinahe wie ein gut genährter Engel auf dem Altar einer Jesuitenkirche aus. Er steckte den ganzen Tag in der Küche, bei der alten Fanny, die nicht müde wurde, ihn mit den feinsten Süßigkeiten auszustopfen. Als der scharfäugige Vater diesen jungen Herrn eines Tages überraschte, wie er ein kleines Puppentheater zurechtzimmerte, um seinen Geschwistern die Schicksale Strumwelpeters vor Augen zu führen, ging ihm plötzlich ein Licht über die Zukunft dieses Knaben auf, dessen schöne blonde Locken einst das Entzücken aller Mütter und Basen gewesen waren: ohne sich länger zu besinnen, machte er einen großen Dichter, und zwar einen Dramatiker aus ihm. Den Deutschen war, so schloß er, bis heute kein Shakespeare erstanden, trotzdem alle Zeitungsschreiber danach schrien, und Gerwin hatte die offenste Bahn vor sich, wenn er seinen offenbaren Neigungen treu blieb und die Grimmingersche Familienbegabung ins Feld führte. Schon der Name Gerwin erinnerte an Kampf und Schlacht und Heldentum, das die außerordentlichste Wirkung tun mußte, wenn ein neuer Erschütterer der Welt die Schätze seines Herzens auf der Bühne ausbreitete.

Was aber das Töchterchen Adelheid anbelangte, das er sein

Herzblättchen, sein Golderl und Frauerl zu nennen pflegte, so war ihm der Weg des Glückes durch die Natur vorgezeichnet: er gedachte das muntere Kind, das nie langsam gehen konnte, sondern mit fliegenden Röcken wie ein Wirbelwind durch Park und Garten sauste, möglichst lange an seiner Seite zu behalten, und, wenn möglich, gar nicht zu verhehelichen; denn der Major hielt, von seinen Söhnen abgesehen, nicht viel von den Männern, und der Gedanke, daß sein Herzblatt an der Seite eines Fremden unglücklich werden könnte, erregte schon im voraus seinen ganzen Vatergrimm. Adelhaid war kein hübsches Kind; aber der Major hatte oft genug erlebt, daß aus unscheinbaren Mädchen Frauen von stolzer Schönheit erwachsen, und so zweifelte er keinen Augenblick, daß sein Herzblatt alle ihre Freundinnen, deren sie ungezählte besaß, an Geist und Körper überflügeln würde. Er sah es als Anzeichen einer vortrefflichen Natur an, daß Adelhaid von ihren Freundinnen vergöttert wurde; aber welche Perle er besaß, wußte er doch nur allein. Wenn ein Lächeln über das längliche, blasse Gesicht des Kindes ging, war es, als ob der Hauch reiner Verklärung die Züge verschöne. Sie gab ihr gesamtes Taschengeld den Armen, von denen es zu gewissen Zeiten an dem Parktor wimmelte, oder sie verbrauchte es für schön gebundene Schreibebücher, in die sie alles mit größter Sauberkeit eintrug, und wenn sie leise singend die Treppe herabkam, war ihm zumute, als käme das Glück und küßte ihn leise lächelnd auf die Backe.

Nachdem der Major den künftigen Beruf seiner Söhne mit dem Blick eines Strategen erkannt hatte, bot er alles auf, um jeden einzelnen so zu fördern, daß es seinem künftigen Glück zugute käme. Der Geheimrat erhielt zu Weihnachten die vortrefflichsten Geschichtswerke auf den Tisch gelegt, und der Major sprach Tag für Tag mit ihm von den Welthändeln, wobei er es

nie unterließ, die Kurzsichtigkeit der Herren, die das Staatsruder führten, von allen Seiten zu beleuchten. Und mit dem Erstaunen des Glücks konnte er bemerken, daß seine Kritik auf guten Boden fiel: je kräftiger die Nase des künftigen Staatsmannes aus dem unfertigen Bubengesicht hervorsprang, desto rascher wurde der künftige Volkslenker mit Gott und der Welt fertig. Als er, siebzehn Jahre alt, mit seinen Brüdern, anstatt in die Obertertia, eine Klasse tiefer zu sitzen kam, bekamen die Lehrer einen kritischen Nörgler, der sich gewaschen hatte.

Der Dichter Gerwin wurde zu Weihnachten mit den klassischen Schätzen der Weltliteratur überschweimmt, und damit er auch lerne, was Gescheite und Ungescheite darüber gedacht hatten, bekam er auch gleich alle Literaturgeschichten dazu geschenkt. Dem General Alfred hingegen, der, als Soldat, eine merkwürdige Abneigung gegen Bücher an den Tag legte, flogen die Karten und Kriegsgeschichten in schwerer Fülle auf den Gabentisch. Aber auch vor dieser soldatischen Begabung hielt es der Major für angemessen, auf die dunkeln Flecke aller geschichtlichen Leistungen aufmerksam zu machen: die Fehler Cäsars, Friedrichs des Großen und Napoleons, von Moltke gar nicht zu reden, erfuhren nicht die geringste Schonung, und wenn sich ein Kriegsgewaltiger jemals erlaubt hatte, seiner eigenen Taktik untreu zu werden, hielt der Major eine Kritik ab, vor der sich der tote Held in ein Mauselloch verkrochen hätte, falls es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Wesen in kriegshistorischer Beleuchtung zu sehen. Auf diesem Gebiete, wo er als Sachmann urteilen konnte, ließ er nicht mit sich spaßen, und der Aufmarsch der Preußen in Böhmen im Jahre 1866 blieb eine Stümperei, trotzdem der Kronprinz rechtzeitig ankam und Moltke mit der bekannten Ruhe die beste Zigarre aus der Tasche des eisernen Kanzlers zog, als die Sache schief zu stehen schien.

Am besten hatte es bei alledem der Dichter Gerwin, der mit den offensten Sinnen für alle Süßigkeiten des Lebens auf die Welt gekommen war und sich mit der Ruhe eines geborenen Genies durch all die guten und minder guten Lage seines Daseins durchsaß. Adelheid blickte auf den „Rüchenmichel“, der den Geruch eines guten Bratens dem Duft der vollsten Rose vorzog, mit Verachtung herab; aber auch für diese Neigung des künftigen Poeten wußte der Major eine Entschuldigung, indem er seinem Herzblatt mit väterlicher Milde erklärte, daß die Feinschmeckerei stets das süße Laster der Kardinäle, Finanzleute und Dichter gewesen sei. Nur mit der Lektüre des deutschen Shakespeare war der Erzieher nicht zufrieden: Gerwin las am liebsten Märchen, und die Gänsemagd, die mit einer Krone hinter ihren schnatternden Bratervögeln einherging, war ihm lieber als Percy Heißsporn oder die Jungfrau von Orleans auf ihrem aufgetakelten Streitroß.

Um den Knaben die Anmut feiner Sitten beizubringen, lud der Major an schönen Sommertagen die Freundinnen Adelhuids in den Park ein: seine Söhne sollten sich im Umgang mit erlesenen Mädchenblüten früh an die Ritterlichkeit gewöhnen, die bedeutenden Männer: so wohl steht, und selbst eine unschuldige Liebelei mit einer heranwachsenden Jungfrau schien ihm etwas Wünschenswertes, weil sie ein frühzeitiges Gefühlsleben nur veredeln konnte. Aber kaum hatten die Mädchen mit und ohne Mütter den Gutsboden betreten, als sie sich auch, wie richtige Gänse, aneinanderdrängten und lachend oder fichernd zu den Jünglingen hinüberblickten, in denen sich auch keine Spur scharmanter Ritterlichkeit bemerkbar machen wollte. Die jungen Herren zogen sich vielmehr mit der linksichen Schüchternheit junger Leute, in denen alles noch im Werden ist, in ihren Winkel zurück, während die Mädchen mit der Sicherheit gewisser Frauen wie zur Abwehr

dastanden. Um Tisch, wo es süße Kuchen gab, führten sie hingegen das große Wort, und sowohl der Minister als der General mußte irgendeinen Schabernack, den sie einem Lehrer gespielt haben wollten, mit der Miene eines unerhörten Schwerenöters vorzutragen. Nur die großen Mädchen hörten vernehmbar atmend zu oder gingen später mit gesenkten Köpfen neben dem Minister einher, der schon einen Zwicker trug, während sein Bruder, der General, die ersten Versuche machte, die rosige Mädchenwelt vor seinen Augen durch ein feingeschliffenes Glas zu betrachten.

So lebten die drei Majorsbuben wie junge Herrgötter in Frankreich auf dem Grimmingerschen Landsitze dahin. Wenn sie von ihren Zimmern ins Freie blickten, sahen sie unter sich ein Meer von Rosen oder die wogenden Getreideäcker, und hinter ihnen rauschten und raunten die alten Buchen wie Wächter eines herrlichen Lebens. Jeden Morgen fuhren sie mit den feurigen Kappen auf dem gleichen Wagen, den auch der selige Doktor benutzt hatte, vor das Gymnasium, und die Fanfaren tönten nicht nur bei der Ausfahrt, sondern auch bei der Heimfahrt, zum täglichen Ärger der Ziegelfuhrknechte, die auf ihren Gefährten schliefen und diese Störung als Eingriff in unverbriefte Rechte empfanden. An schönen Tagen pflegte der Major seine Söhne an dem Portal des Gymnasiums zu erwarten. Er ging Sommer und Winter niemals aus, ohne eine Blume in sein Knopfloch zu stecken, und die tadellose Kleidung, in der er, als Vater bedeutender Söhne, einherschritt, gab seiner stämmigen Gestalt, die an altes Bauernblut erinnerte, etwas Vornehmes. Wenn die Herren Schüler nicht Schlag vier Uhr aus dem Portale traten, legte sich ein finsterner Schatten auf seine Züge, und dann ließ er seinen Stock in gleichen Pausen auf das Pflaster des Bürgersteigs fallen, um seiner Ungeduld klingenden Ausdruck zu geben. Im Grunde

bedauerte er, daß er seine Buben in eine öffentliche Schule gesteckt hatte; denn sie brachten in der Regel nur mittelmäßige Noten heim und wischten mit Ach und Krach von einer Klasse in die andere; allein der Gedanke, daß alle großen Männer auf der Schule nichts getaugt haben, gewährte nicht nur ihm, sondern auch seinen Sprößlingen vollen Trost. Der Minister und der General bewiesen ihr wohlgeschultes Talent im Aufspüren menschlicher Schwächen, indem sie wahre Zerrbilder von den Lehrern entwarfen, von denen ihr Schicksal eine Zeitlang abhing. Nur Adelheid, die hochaufgeschossen in die Welt ragte, als die drei großen Männer in die Unterprima kamen, war mit diesen künstlerischen Übungen nicht einverstanden, und da sie großen Einfluß auf ihren Vater besaß, entschloß sich dieser eines Tages doch, sich nach einem Hilfslehrer umzusehen, der seinen Burtschen bequem über die letzten Gymnasialjahre hinweghülfe.

Während er hin und her überlegte, ob er einen Hauslehrer oder einen Stundenlehrer nehmen sollte, erhielt er den Brief eines früheren Regimentskameraden, der ihn um Verwendung für einen blutarmen Teufel, den Sohn eines Gerichtsschreibers, bat, der im Herbst die Universität in München beziehen wolle, um Philologie zu studieren. Er habe seinen beiden Söhnen Nachhilfestunden gegeben und seine volle Zufriedenheit erworben; der Burtsche müsse nicht nur sich, sondern auch seine Mutter durchbringen, und der Major tue ein gutes Werk, wenn er ihm zu einigem Einkommen ver helfe. Der Vater des künftigen Ministers betrachtete diese Bitte als einen Wink des Schicksals, und so erhielt denn der angehende Studiosus Wendelin Krummholz durch die Vermittlung des Schreibers die Aufforderung, sich schon vor Beginn des Wintersemesters in München einzufinden und auf dem Landsitz des Majors in Bogenhausen zu erscheinen.

Pünktlich am 1. Oktober, früh elf Uhr, läutete ein hochaufgeschossener zwanzigjähriger junger Mann, der einen altmodischen, mit Perlen gestickten Reisesack in der Hand hielt, an dem Grimmingerschen Gartentor. Als er seinen Namen angab, erhielt er die Weisung, den Herrn Major, der gerade durch Besuch in Anspruch genommen sei, im Garten zu erwarten. Wendelin Krummholz wanderte also mit seiner Reisetasche in der Hand durch den wohlbestellten Gemüsegarten und ging dann langsam unter den leicht gilbenden Buchen des Parkes auf und ab, deren Kronendunkel sich herbütlich zu lichten begann. Nach einer Weile sah er, wie ein hochaufgeschossenes Mädchen, leise singend, auf dem breiten Mittelweg dahergeschritten kam; sie hielt den Kopf, der die Fülle schweren dunkeln Haares kaum zu tragen schien, etwas gesenkt, und neben ihr ging ein mächtiger schwarzer Neufundländer wie ein Märchenbär einher. Als sie den jungen Mann bemerkte, blieb sie stehen, und ein schüchternes Lächeln überflog ihr schmales Gesicht: mit dem wissenden Blick des angehenden Weibes hatte sie sofort gesehen, daß es dem Menschen, der in abgeriebenen schwarzen Zwirnhandschuhen und in einem schäbigen Röcklein vor ihr stand, nicht zum besten in der Welt gegangen war. Als er verlegen und ohne ein Wort zu äußern stehenblieb, sagte sie endlich:

„Sie sollen meinen Brüdern Unterricht geben? Ich hoffe, daß es Ihnen bei uns gefallen wird. Papa ist sehr gut, und unserm Pascha gefallen Sie auch. Sie sollen ihn streicheln; das verlangt er nicht von jedem.“

Wendelin Krummholz verbeugte sich steif wie ein Nußknacker; aber der weiteren Verlegenheit, ein paar Worte zu dem Fräulein sagen zu müssen, enthob ihn die Ankunft des Majors, der seiner Tochter einen leichten Kuß auf die Stirne drückte und dann sofort

ein scharfes Verhör mit dem ungelenkten Burschen vor ihm anstellte, dessen blaugraue Augen tief in ihrer Höhlung lagen. Wendelin Krummholz mußte genauestens angeben, woher er stammte und wie und durch wen er in diese Welt geraten war. Die Meldung, daß er wegen eines leichten Herzfehlers schon militärfrei sei, erregte das Mißfallen des Majors, der während dieser Prüfung weder mit seinen Ansichten über die Welt noch mit der Meinung von den Talenten seiner Herren Söhne hinter dem Berge hielt. Da der junge Mann aber vor solcher Weltweisheit nicht aus dem Schweigen herauskam, geriet der Major in eine wohlwollende Stimmung: ‚Ein ganz gewitzigter Bursche,‘ dachte er; ‚die Manieren werden wir ihm angewöhnen. Es können nicht alle Leute aus guter Familie stammen.‘ Auch die großen jungen Männer waren mit dem Lehrer, dessen ungeschlachte rote Bauernhände und groben Schuhe sie mit der Überlegenheit geborener Herrensöhne erfüllten, nicht unzufrieden, und Wendelin Krummholz erhielt auf der Stelle eine Mansarde als Wohnung angewiesen, von wo aus er beim ersten Rundblick die dunkle Masse der Alpen im reinen Silberduft des Herbstes liegen sah.

Die Anwesenheit des jungen Hauslehrers, der nur um ein Jahr älter war als Otmar, der künftige Minister, machte sich in dem geräumigen Hause kaum bemerkbar. Der Major überzeugte sich bald, daß er einen guten Griff getan hatte, und auch die Herren Söhne, die mit Erstaunen wahrnahmen, daß der kleine Finger an Wendelins linker Hand verkrüppelt war, gaben es schon nach einigen Tagen auf, dem Philologen imponieren zu wollen: der Blick, mit dem er der ersten Frechheit begegnete, genügte, um alle drei von weiteren Versuchen abzuhalten, in dem Studiosus Krummholz ein Männchen zu sehen, mit dem sie ihre Possen treiben konnten. „Der Kerl blickt wie ein Löwe“, sagte der Dichter Gerwin,

als der Hauslehrer auf sein Zimmer gegangen war, worauf der Minister die Achseln zuckte und seinen Zwicker umständlich mit seinem rotseidenen Taschentuche putzte.

Adelheid aber fiel es auf, daß Wendelin Krummholz, trotzdem es ihm so gut ging, fast niemals lachte, sondern Tag für Tag die gleiche sauertöpfische Miene zur Schau trug. Sie selbst konnte Tränen lachen, wenn der Major irgendeine alte Regimentsgeschichte aufstischte, und dann war es jedesmal, als ob eine Woge hellsten Blutes in ihr Gesicht emporstiege, um ebenso rasch wieder zu versinken. Eines Tages fand sie den Hauslehrer im Treppenhause vor dem alten Globus stehend, den der Major an der gleichen Stelle gelassen, wo ihn sein Vorgänger hingestellt hatte. Wendelin grüßte die Tochter des Hauses mit einer linkschen Verbeugung, ohne den rotierenden Ball, dessen Achse zeitweise ein leises Achzen von sich gab, aus dem Auge zu lassen. „Ein drolliger Kerl, der alte Geograph, der das Werk gemacht hat. Sie sehen die leeren Flecke, auf denen so schöne falsche Namen stehen? Na, ich könnte fast alle mit den richtigen beschreiben“, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

„Aber Sie sehen ja aus, als ob Sie den Knödel aufessen wollten“, lachte Adelheid, als sie bemerkte, wie ein Lächeln Wendelins Mund umspielte, und als auch ihr Lachen in einem leisen Lächeln verglänzte, war es ihm zumute, als ob sie eine Heimlichkeit zusammenthäten. Doch der Hauslehrer sank sofort wieder in seine Unnahbarkeit zurück, und als er in seinem Zimmerchen verschwunden war, fragte sie sich, was wohl hinter diesem herben Wesen, das ihr auch sonst viel zu denken gab, lauern möge. In seinen freien Stunden lief er bei jedem Wetter in die offene Gegend hinaus oder in die Stadt hinein, und am Samstag fuhr er regelmäßig, ausgerüstet wie ein Bergsteiger, mit Eispickel und Ruck-

sack ins Gebirge. Das erstemal nahm er den Minister und den General mit; aber die jungen Herren erklärten nach ihrer Heimkehr, daß sie in Zukunft auf das Vergnügen verzichteten, in der Gesellschaft ihres Hauslehrers die Berge hinaufzurennen. Der General Alfred meinte: „Der Kerl geht den Bergen zuleibe, als ob sie ihm etwas zuleid getan hätten, und wenn ihm ein hübsches Mädchen begegnet, sieht er es nicht an. Und dabei will er einen Herzfehler haben. Ein merkwürdiger Kunde!“

Eines Tages traf Adelhaid den Hauslehrer auf der Engelschallinger Landstraße, wie er gesenkten Hauptes wie ein Stier einherging und zum Takte seines raschen Ganges dunkle Sprüche vor sich hinmurmelte.

„Sie rennen mich ja um, Herr Krummholz. Sie dichten doch nicht?“ sagte sie, als sie bis auf Schrittnähe an ihn herangekommen war. Als Wendelin Krummholz Adelhaid erblickte, lag auf seinem Gesicht ein solcher Schrecken, daß sie in helles Gelächter ausbrach.

„Ich bedaure, daß ich Sie gestört habe“, scherzte sie weiter. „Das gefällt mir, daß Sie auch diese Gänge lieben, auf denen einem nie ein Mensch begegnet. Sie gehen doch auch nach Hause?“ Wendelin Krummholz hielt beim Weitergehen den Kopf gesenkt, und dabei bemerkte er, wie bei jedem Schritt, den Adelhaid machte, ein schmaler, zierlicher Schuh unter dem englischen Kleid des Fräuleins hervorfuhr. Dieser feine Schuh machte ihn noch einsilbiger, und er merkte es gar nicht, daß er im Gehen einen Ziegelfuhrknecht anreimpelte, der halb betrunken neben seinem leeren Gefährt einhertorkelte. Der Aufgeschreckte, dem Adelhaid zuerst in die Augen fiel, stieß beim Anblick des Mädchens ein gemeines Schimpfwort aus. Im selben Augenblick aber hatte Wendelin den Burschen auch schon beim Kragen, und als der Angegriffene

den Peitschenstiel zur Abwehr heben wollte, entriß er ihm das Fißwerkzeug und walckte ihn ganz gründlich durch. Adelheid war auf die Seite gesprungen und sah diesem Strafgericht, bei dem sie im Geist schon ein grifffestes Messer aufblitzen sah, mit erschreckten Augen zu. Wendelin aber stellte auch weiter seinen Mann: als er den Fuhrknecht versohlt hatte, warf er die Peitsche in den Wagen und schrie ein mächtiges „Hü“, worauf die Pferde, die mit gesenkten Köpfen dastanden, anzogen und für ein Weilchen einen leichten Trab anschlugen, der auch dem Knechte Beine machte. „Sie sind ja ein schrecklicher Mensch; vor Ihnen muß man sich fürchten“, sagte Adelheid aufatmend, als Wendelin mit glühendem Gesicht auf sie zutrat.

„Ich habe nur eine Bitte, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er, linksich und beschämt: „es wäre mir unlieb, wenn der Herr Major erführe, daß ich den Kerl verprügelt habe. Der wird sich nichts mehr herausnehmen. Ich war ordentlich in Stimmung. Manchmal könnt ich die ganze Welt abmurksen.“

„Sie sind gut“, sagte sie. „Ich werde also Papa, da Sie es wünschen, nichts von Ihrer Rittertat sagen.“ Sie lachte herzlich, und die finstere Miene, von der ihr Begleiter nicht lassen wollte, vermehrte nur die Heiterkeit, die den ganzen Abend über anhielt und den nichtsahnenden Major mit der väterlichsten Bärtlichkeit erfüllte.

Von dieser Zeit an beobachtete Adelheid den Hauslehrer noch mehr als früher mit heimlichen Blicken. Sie witterte mit feinem Frauenfinne, daß in dieser verschlossenen Seele allerlei Geheimnisse blühten, und beschloß, dieses merkwürdige Seelengärtlein aufzuschließen, um hinter seine Heimlichkeiten zu kommen. In Stunden, wo er heiter dreinsah, fragte sie scheu und schüchtern nach seiner Jugend; allein Wendelin wußte diesen Fragen wie ein Indianer

auf Schleichpfaden auszurweichen, und sie erfuhr nichts als die äußeren Erlebnisse eines armen Buben, der sich durch das Gymnasium durchfretten konnte, weil zufällig sein Heimatstädtchen mit einer solchen Anstalt gesegnet war. Wendelin Krummholz hielt also sein Herz verschlossen, und wenn Adelheid jemals eine Frage nach seiner Mutter wagte, kam ein Ausdruck in seine Augen, der sie mit zärtlichem Mitleid erfüllte. Als sie ihn eines Tages nach seinen Träumen und Zukunftsplänen fragte, hörte sie ihn zum ersten Male laut lachen; aber es war nicht das Lachen glücklicher Jugend, die sich im Schoß des Glücks geborgen weiß, sondern dieses Gelächter hatte einen Klang, vor dem sie ein Frösteln ankam. Der Hauslehrer sprach mit einer solchen Verachtung von seinem künftigen Beruf eines Mittelschulmeisters, daß sie erstaunt fragte, warum er denn nicht was anderes werden wolle. Wendelin Krummholz lachte dröhnend: „Was sollte ein armer Teufel denn anfangen, um in ein besseres Ämtlein schlüpfen zu können? Zum Juristen reichte sein Geld nicht; der Beruf eines Arztes war ihm zuwider; zum Techniker hatte er kein Talent, da ihm die Mathematik und alles, was damit zusammenhing, ein Greuel war; zum Schreiber in einer Verwaltung fühlte er sich zu gut; Kleinkaufmann sein, hieße den Leuten das Geld aus der Tasche stehlen usw.“

„Ja, was möchten Sie denn eigentlich werden?“ fragte Adelheid mit leichtem Lachen.

„Das hätten Sie mich vor dreihundert Jahren fragen sollen“, gab Wendelin Krummholz zur Antwort. „Auch vor hundert Jahren, als der gemeine Soldat einen Marschallstab im Tornister trug, hätt ich Ihnen eine Antwort geben können; aber heute ist unserinem Weg und Steg verstellt, und auch Glücklichere müssen wie ein Zirkusgaul im Kreis rumlaufen. Und haben Sie sich

einmal die Frage gestellt, wie die Sache aussieht, wenn so ein Gaul als Zentaur auf die Welt kommt? Wissen Sie, so ein Kerl, der einmal in einem schöneren Leben um den Olymp herumgetrabt ist und vielleicht gestohlenen Nektar getrunken hat, halb Gott und halb Tier? Ich kann mir so einen Burschen nur mit einem goldenen Hufeisen denken, und leider kenne ich keine einzige Schmiede, wo man heutzutage mit goldenen Hufeisen beschlägt.“

„Sind Sie am Ende auch ein Zentaur? Dann bitte ich, mal zu wiehern“, lachte Adelhaid. Doch Wendelin Krummholz war nicht geneigt, seine Künste weiter zum besten zu geben; er sagte ganz ernsthaft:

„Sehen Sie, Fräulein Adelhaid, da streiten sich die Leute noch über die französische Revolution rum, ob sie ein Segen oder ein Fluch gewesen sei; aber das Lösungswort dieser Sphinx hat Napoleon ausgesprochen: ‚La carrière ouverte aux talents!‘ Die Laufbahn offen dem Talent.“

„Aber Sie wissen ja gar nicht, in welche Laufbahn Sie rennen wollen“, scherzte Adelhaid.

Wendelin zwinkerte listig mit seinen braunen Augen, als ob er ein Geheimnis habe; aber Adelhaid bekam es, obwohl sie darauf lauerte, nicht zu hören. Am nächsten Tage brachte der Hauslehrer einen schönen dicken Stocß mit versilbertem Knopf nach Hause, und als Adelhaid das kleine Kunstwerkchen mit erstaunten Augen bewunderte, bemerkte Wendelin leicht errötend, daß er den Stocß gekauft habe, um jeden, der ihr zu nahe trete, mit einem wertvollen Prügel zu versohlen. Adelhaid hat ihn, den Stocß doch lieber zu schönen Spaziergängen zu verwenden, und Wendelin versprach es. Im übrigen bekam er überall ihre sorgende Hand zu spüren: sie hielt seine Wäsche in Ordnung und blickte ihn strafend an, wenn er mit einer schlecht geknüpften Halsbinde daherkam

und die Spottlust der drei großen Männer erregte, deren tadellose Kleidung ihrer künftigen Würde entsprach. Dann ließ sie sich neuere Bücher empfehlen, und Wendelin kam in eine hübsche Verlegenheit, als er nicht wußte, wozu er ihr raten sollte. Oft, wenn er von einem Spaziergang nach Hause kam, stand eine Rose auf dem Tisch seiner Mansarde, und im Herbst fand er, wenn er zu Bett gehen wollte, einen Teller der besten Früchte, Trauben, Äpfel und Nüsse, auf seinem Nachttischchen vor.

Von all diesen Heimlichkeiten zwischen Adelheid und dem Hauslehrer bekamen weder der Major noch seine Söhne etwas zu spüren. Die großen Männer verfluchten jeden Tag die Schule, in der, wie sie behaupteten, nur Idioten herangezüchtet wurden, und der Vater wurde immer selbstzufriedener, je näher die Zeit heranrückte, wo seine drei Prachtkerle wie ein Ungewitter in die Welt einbrechen sollten. Der Dichter und der Minister sollten ihre Studien in Heidelberg beginnen und der General sofort als Freiwilliger in ein Artillerieregiment eintreten, damit er nicht als Wackelkreis, sondern als flotter Herr die Achselstücke eines Generals zu tragen bekäme. Der Umstand, daß die drei Primaner mit Ach und Krach ihr Abiturium bestanden, vermehrte nur die gute Meinung, die der Major von der Begabung seiner Söhne hegte. Den Abgang von dem Elternhause aber gedachte er in einer Weise zu feiern, die sein Erziehungswerk, auf das er stolz war, in festlich schöner Weise krönen sollte. Auch Wendelin, der seine Sommerferien auf einer langen Fußwanderung durch die südlichsten Täler der Dolomiten verbrachte, wurde zu dem Festmahl eingeladen, auf dem der Major das Schicksal seiner Söhne aus seinen Händen in die der Welt geben wollte. Auf der Tafel, zu sechs Bedecken, prangte der ganze Silberschatz des Hauses Grimlinger auf damastnem Linnen, das mit Rosenknospen überstreut war, um

den Blumentweg des Schicksals anzudeuten, auf dem die freien Herren, nach dem Wunsche ihres Vaters, einhergehen sollten. Ein hochgetakeltes silbernes Schiff, auf dessen Mastbaumspitze sich ein winziges Fähnlein mit dem Phantasiewappen der Grimmlinger nach allen Seiten drehte, trug in seinem Bauch eine schwere Last der saftigsten Früchte, und aus dem Halse zweier Vasen ragten schwere Sträuße gelber Spätrosen empor, um sich strahlenförmig nach allen Seiten zu senken. Ein halbes Duzend feingeschliffener Gläser versprach die feinsten Tropfen: neben grünen Römern standen feingeschliffene Rotweingläser mit zartgepinselten Wappenschildern und alte schlanke Spitzgläser mit goldenem Rande.

Raum war die duftende Wildsuppe verspeist, als sich auch schon der Hausherr erhob, um seinen Trinkspruch loszulassen: denn dessen Inhalt, den er sich Wort für Wort reiflichst überlegt hatte, erforderte, daß er seinen Glückskindern gleich zu Beginn des Festschmauses sagte, was ihn zu tiefst bewegte. Er blickte mit blitzenden Augen um sich, wie wenn er sein Bataillon vor sich hätte, und begann mit soldatischer Stimme: „Meine Söhne – denn an euch richte ich heute das Wort – ihr seid im Begriffe, aus dem Vaterhaus in die Welt hinauszutreten. An solchen Tagen pflegen Eltern der Hoffnungen zu gedenken, die sie an das Schicksal ihrer Kinder knüpfen. Ich möchte jedoch heute nicht an diese Hoffnungen rühren, denn sie sind wie die ewigen Sterne über eurer Wiege und eurer Jugend gestanden; ich möchte lieber den Blick noch einmal rückwärts lenken, auf eure Jugend, die bald nur noch ein Bild ist, oder ein Quell, aus dem ihr, wie ich hoffe, Labe trinken werdet, wenn euch, bei eurem Aufstieg, die Zunge am Gaumen klebt. Ich habe einmal gelesen: Nur wer ein Kind gewesen ist, vermag auch ein Mann zu werden!

Das will besagen: Nur wenn das Glück zuteil wurde, in einem schönen Heim aufzuwachsen, kann ein wirklicher Vollmensch werden. Obwohl euch keine Mutter zur Seite stand, war euch die Tafel des Glückes reicher gedeckt, als es sonst der Mehrzahl der Menschen bechieden ist: alle Schätze der Welt lagen offen vor euren Augen da; nach allem, was der Jugend zugänglich ist, durftet ihr greifen, und ich habe es nicht bedauert, daß dabei manches aus lässiger Hand unter den Tisch fiel. Nur karge Naturen knickern! Genug ist nicht genug, wie es in einem schönen Liede heißt. Du, Gerwin, wirst den Dichter kennen, der das Maß vornehmer Naturen zu einer Forderung reinen Seelenadels prägte.

Mein väterlicher Ehrgeiz ging allezeit dahin, euch nichts vorzuenthalten, so daß ihr später auch vor der reichbesetzten Tafel des Lebens nicht das Gefühl jener Plebejer kennen lernt, denen alles Feine eine Überraschung wird. Als Symbole alles dessen, was euch im Vaterhause zuteil geworden, habe ich euch die edelsten Weine unserer Zonen auf den Tisch gestellt: ihr sollt wissen, wie die erlauchtesten Tropfen munden, in deren Purpur oder Gold der Duft ganzer Sommer und glücklicher Hügel duftet; denn die glückliche Verschiedenheit des Lebens zeigt sich, wie in tausend Dingen, so auch in den Reben, die auf verschiedenem Boden verschiedene Weine zeitigen. In dem Burgunder lebt ein anderer Geist als in den Weinen, die um das Niederwalddenkmal wachsen, und der Champagner zeitigt eine andere Weltstimmung als ein gediegener Landwein, der den Alltagsdurst löscht. Doch dies ist meine Meinung, meine Forderung, meine Nutzenanwendung: Setzt euch nie an einen Tisch des Lebens, wo keine reinen Gefäße blinken und wo sie Fusel trinken! Nehmt auf der Tafel eurer Seele immer nur mit dem Besten vorlieb! Ihr wißt, daß Goethe, der Kenner, der Meinung war, man könne in einem Stengelglas eine Welt

finden. Dieses Suchen möchte ich allerdings, wie ich nicht verhehlen will, auf Sonntagsaugenblicke beschränkt sehen; denn ich kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß alltägliche Stengelglasgucker in der Regel keine Sterngucker werden, und das sollt ihr bleiben, wenn ihr auch nur euren Stern – per aspera ad astra – im Auge behaltet. Trinkt nicht wie Schlemmer, sondern laßt jeden Tropfen auf eurer Zunge verweilen, damit ihr lernt, daß alles Köstliche mit Bedacht genossen sein will. Zieht ein gediegenes Landweinchchen dem aufgepußten Gepantsch vor, das in der Welt den Namen Wein trägt. Und vor allem, verlernt mir euer Lachen nicht! Dieses Lachen soll rein sein wie ein gepflegter Jahrgang und perlend wie der Champagner, in dessen Gold sich eine ewige Geburt zarter Perlen vollzieht: sie streben nach oben, wie kleine Welten, und ihr Zerplatzen nimmt der Flüssigkeit nichts von dem Gehalt des Tropfens, der stiebend wieder in der edeln Flut vergeht. Das Lachen ist der Adel des Menschen! Das sollen euch diese Edelweine sagen, die ich jahrelang für diesen Tag aufgehoben habe. Otmar, Alfred, Gerwin, euer Vater trinkt auf euer Glück!“

Und er erhob das Glas Johannisberger, um gerührt mit der Tafelrunde anzustoßen. Der Dichter aber dachte: ‚Woher hat denn mein Alter nur das Zeug? Das hätt ich ihm gar nicht zugetraut.‘ Der Minister dachte: ‚Daß diese Alten doch immer sentimental werden müssen!‘ – Nur der General dachte gar nichts, sondern begnügte sich mit der stillen Anerkennung, daß sich sein Erzeuger auf seine Weine verstand. Adelsheid aber stürzte, nachdem sie von dem purpurnen Edeltrunk genippt hatte, auf ihren Vater zu und küßte ihn gerührt und glücklich auf seine beiden Backen. In Wendelin Krummholz hingegen grollte der Gedanke, daß ihm beim Abgang vom Gymnasium kein solches Mahl gerichtet worden

war, und eine tiefe Falte legte sich zwischen seine Brauen. Nun nahm das beziehungsreiche Festessen seinen Fortgang; die Gezeierten tranken bald Château d'Yquem, bald Johannisberger, bald Röderer, und auch Wendelin Krummholz ließ es sich gehörig schmecken, da ihn beim ersten Glas Champagner der Gedanke überfiel, er werde wohl so bald nicht wieder bei solchen lukullischen Genüssen schwelgen. Als sich jedoch der Major nach aufgehobener Tafel mit seinen drei Glücksöhnen an das Kaffeetischchen setzte, um ihnen auch noch die besten Zigarren anzubieten, damit sie lernen sollten, wie man der Welt den feinsten blauen Dunst vormacht, schlich sich Wendelin Krummholz ins Freie. Er hatte sich zuletzt an den Burgunder gehalten, in dem er einen Wein nach seinem Herzen anerkennen mußte, und wunderte sich nur im stillen, was aus den drei jungen Herren, die als solche Festgäste in die Freiheit hinausgezogen, wohl werden würde: wenn Reichtum verpflichtete, waren die Burschen gehalten, wirklich die Welt mit ihrem Ruhme zu erfüllen. Er ging mit dem Gefühl eines seltsamen Trostes durch den Rosengarten, wo der letzte Herbstflor langsam verblühte, und setzte sich dann unter den Buchen auf eine Bank, um zu überlegen, was ihm selbst nun zu tun bliebe. Rosig sah die Welt, in die er blickte, nicht aus, und der Gedanke, daß es ihm, bestenfalls, beschieden sein könne, als Schulmonarch in Trippstrill zu sterben, erfüllte ihn mit einer wachsenden Verachtung für das Gewerbe, dem er verfallen war.

Da hörte er Schritte, und Adelhaid stand vor ihm. Ihre Augen glänzten vor stiller Seligkeit; doch vor diesem Glanze senkte sich ein noch tieferer Schatten auf Wendelins Züge.

„Nicht wahr, Sie bleiben in München und kommen oft zu uns heraus“, sagte sie mit lachenden Augen, indem sie ihm die Hand hinstreckte. Wendelin zögerte, die Hand zu ergreifen; als er sie

aber doch genommen hatte, hielt er sie wie in Gedanken fest. Er hatte sich dabei erhoben, und als Adelheid wieder Herrin ihrer Hand geworden war, gingen sie wortlos nebeneinander her, bis zu einer kleinen Treppe, über die man an ein verstecktes Hinterpförtchen gelangte. Hier blieben sie stehen und sahen in das ebene Land hinaus, über dessen Wäldern und Kirchtürmen die dufftblaue Masse des Gebirges wie eine dunkle Welt lag, aus der da und dort das Schneefeld eines Ferners wie ein verflogener Riesenschwan aufglänzte. „Was soll ich bei Ihnen?“ nahm Wendelin endlich mit rauher Stimme das Wort: es bereitete ihm eine unsägliche Wonne, sich selbst die Rückkehr in das Paradies zu verbieten, in das ihn ein liebes Gesicht zu locken suchte. Als ihn jedoch Adelheid mit Augen anblickte, in deren Tiefe ein himmlisches Licht glänzte, da faßte er in jäh aufwallender Regung ihre beiden Hände, und da nun ein Lächeln, langsam wie ein Sonnenblick, um ihren Mund aufging, brachte er es, nach einer Ewigkeit des Zauderns, fertig, einen Kuß darauf zu drücken. Dieser erste Kuß, über den er sich selbst höchlich wunderte, dauerte lange; beim zweiten, den sie mit geschlossenen Augen wie etwas Heiliges hin nahm, fühlte er erst die ganze Süßigkeit des Glückes, das vor ihm atmete; beim dritten aber wurde er durch eine barsche Stimme im Rücken aus allen Himmeln geschleudert: „Was unterstehen Sie sich, Mensch!“ schrie der Major mit weinheißem Gesicht, und ehe Wendelin sich versah, saß ihm eine Ohrfeige auf der linken Backe. Und ehe er abwehrend die Hand ausstrecken konnte, hatte der Major auch noch das Bein erhoben; er fühlte einen Tritt und torfelte die Treppe hinab, an deren Fuß er mit einem Wehlaut zusammenstürzte. Adelheid kniete schon an seiner Seite, ehe er zum Bewußtsein kam, daß es ihm unmöglich war, aufzustehen.

„Ich glaub, ich hab mir das Bein gebrochen über dem Knöchel“, sagte er leise, indem er tapfer den Schmerz verbiß.

„Ich werde an das Rote Kreuz telephonieren, damit man Sie holt“, schrie der Major, den dieser Unglücksfall noch gereizter machte. „Du kommst mit.“

Und Adelhaid, die ihren Vater kannte, ging gehorsam die Treppe hinauf, nachdem sie Wendelin noch einmal unter Tränen angelächelt hatte. Der Verunglückte mußte eine halbe Stunde am Fuß der Treppe warten, bis der Rettungswagen vorfuhr und ihn in rascher Fahrt in das Krankenhaus links der Isar brachte.

Wendelin Krummholz blieb sechs Wochen in seinem Gipsverbande liegen und benutzte diese Gelegenheit, um einen Schritt in die Welt der Kantischen Philosophie zu tun. Aus dem Griminger'schen Herrenhause kam kein Lebenszeichen und keine Frage nach seinem Ergehen. Er schrieb ein paar Zeilen an Adelhaid und beauftragte einen Spitaldiener, sie in die Hände des Fräuleins zu schmuggeln; aber keine Antwort sagte ihm, ob sie in ihre Hände gelangt waren. Der Philosoph in Wendelin stellte allerlei Vergleiche an über das Ding an sich, über das wir nichts wissen können, und über die Weiber, die mit glänzenden Augen küssen können; aber just, während er den „Träumen eines Geistessehers“ nachhing, erhielt er die Nachricht, daß seine Mutter ganz plötzlich an einem Schlagfluß gestorben sei. Wendelin Krummholz faßte die Unmöglichkeit, hinter ihrem Sarge hergehen zu können, als ganz besondere Lücke des Schicksals auf, und die Säure seines Gemütes nahm zu. Als er seine ersten Gehversuche mit seinem hübschen Prachtstocß hinter sich hatte, ließ er sich in einer Droschke an das Gartentor der Villa Grimlinger fahren; denn er hatte sich vorgenommen, ein ernstes Wörtchen mit dem Major zu reden; aber die geschlossenen Fensterläden sagten ihm, noch ehe er es aus dem

Munde des Gärtners erfuhr, daß die Herrschaft vertheilt sei. Von dem alten Manne vernahm er ferner, daß Otmar und Gerwin die Universität Heidelberg bezogen hätten, Alfred als Fahnenjunker in ein Augsburger Regiment eingetreten sei und der Major mit seiner Tochter bis zum nächsten Frühjahr in Italien zu bleiben gedenke. Wendelin hörte dem Geschwätz des Alten mit ruhigen Augen zu; dann kehrte er in das Spital zurück, wo er sich von dem Philosophen über den Begriff der Zweckmäßigkeit belehren ließ. Acht Tage darauf bestieg er, noch immer humpelnd, in der ersten Morgenfrühe den Schnellzug nach Würzburg, um zu sehen, wohin sie seine Mutter in die winterliche Erde gebettet hatten, und zwei Tage darauf, am Weihnachtsabend, fuhr er, ohne einem Menschen sein Reiseziel zu sagen, in die dicht verschneite Welt hinaus. —

Zehn Jahre später zog ein finster dreinblickender, sonnenverbrannter Mann an dem rostigen Griffe der Gartenglocke, die den Bewohnern des Grimmingerschen Gutes Besuche anmeldete. Der Fremde schien zu zögern, als ein junges Bürschlein erschien und auf die Frage, ob von den Herrschaften jemand zu sprechen sei, die Antwort gab, daß das gnädige Fräulein zu Hause sei und Besuche annehme. Als der Fremde raschen Schrittes die Haustreppe aus Sandstein emporstieg, schossen zwei deutsche Schäferhunde aus der offenstehenden Flurtüre heraus und rannten ihn über den Haufen. Er konnte sich wieder erheben; aber als das Fräulein Adelheid Grimmingers in einem grauen Arbeitskleide selbst erschien, um nach der Ursache des Gebells zu sehen, sagte der Fremde: „Sie kennen mich wohl nicht mehr? Ich bin Wendelin Krummholz. Ich glaube, ich habe mir im Fallen den Oberarm gebrochen. Nach dem Fuß muß der Arm dran“, versuchte er zu scherzen,

als er sah, wie Adelsheid mit erschrockenen Augen den Besucher anstarrte. „Wollen Sie mir einen Wagen besorgen?“ fuhr Wendelin fort.

„Nein, diesmal bleiben Sie hier“, sagte das Fräulein, auf deren Wangen nun ein tiefes Rot emporstieg. „Ich werde sofort unsern Hausarzt kommen lassen, damit er Ihnen einen Verband anlegt. Er wohnt ganz in der Nähe. Wie ist es Ihnen ergangen?“ fuhr sie hastig fort. „Wie oft habe ich Ihrer gedacht, ohne zu wissen, wo in aller Welt ich Sie suchen sollte. Mein Vater ist tot. Das werden Sie vielleicht wissen?“ Und leiser setzte sie hinzu: „Er hat mich damals gehindert, Ihnen ein Lebenszeichen zu geben.“

Wendelin war nicht gewillt, an diese Erinnerung zu rühren. „Aber die Herren Brüder leben noch?“ fragte er scherzend, aber mit gerunzelter Stirn.

„Ja, sie kommen zum Abendessen heim“, antwortete sie mit bekümmertem Gesichte. Er ahnte, daß er an einen wunden Punkt rührte, und trat, tapfer seinen Schmerz verbeißend, in die Halle des Landhauses, aus der, wie ihn der erste Blick belehrte, jeder Schmuck verschwunden war.

„Wir haben nach Vaters Tod alles verkauft“, sagte Adelsheid mit leiser Stimme. „Aber jetzt will ich nach dem Doktor schicken. Kommen Sie herein und nehmen Sie sich einen Stuhl, daß Sie uns den Frieden nicht hinaustragen.“

Der Arzt kam erst nach einer geschlagenen Stunde, und inzwischen erfuhr Wendelin Krummholz alles, was er wissen wollte: der Geheimrat Otmar war mit knapp einem Dreier durch sein Examen gekommen und hatte, als Dreierjurist, vorderhand nicht die mindeste Aussicht auf einen der zahlreichen Ministerposten; der General Alfred hatte, nach dreijähriger Dienstzeit, wegen einer Spielgeschichte den Abschied nehmen müssen und ritt nun der

berühmten Firma Feuchtwanger ihre Pferde zurecht; Gerwin der Dichter aber hatte es vorgezogen, gar nicht in irgendein Examen zu steigen, sondern fristete als Theaterkritiker eines kleinen Winkelblattes ein vielbesprochenes Dasein. Adelhaid aber war Landwirtin geworden und bebaut das Biellsche Erbgut: aus dem berühmten Rosengarten hatte die Schwester der drei großen Männer kurzerhand einen Nutzgarten gemacht, wo sie Johannisbeeren und Gemüse zog und an kleine Händler absetzte.

„Sie arbeiten also für Ihre Herren Brüder?“ fragte Wendelin fast grob, als Adelhaid mit der Erzählung ihrer Schicksale fertig war und ihn fast demütig ansah.

„Die Armen haben Pech gehabt“, sagte sie leise, ohne von ihren rissigen Arbeits Händen aufzusehen, die offen in ihrem Schoße lagen.

Wendelin wollte etwas entgegnen; da jedoch gerade der Arzt den Raum betrat, unterdrückte er die scharfen Worte, die ihm auf der Zunge schwebten. Wie ein leichter Schatten kommend und gehend leistete die Tochter des Majors beim Verbinden des Armen in zartester Weise Hilfe, und dem Heimgekehrten war für einen Augenblick zumute, als läge gar kein Schicksal zwischen dem Tag, da er in die Welt gefahren, und dem heutigen. Wenn sie lächelte, erschien sie ihm kaum verändert, obwohl ihre frauenhafte Gestalt fast zur Fülle neigte; aber der Kummer, der tiefe Fältchen in ihre Mundwinkel gegraben hatte, verriet ihm deutlich, daß er nicht in ein Haus des Glücks getreten war, und ein unendliches Mitleid erfüllte sein Herz.

Die drei großen Männer erschienen pünktlich zum Abendessen. Sie betrachteten ihren ehemaligen Hauslehrer mit mißgünstigen Blicken, und der Dichter ließ ein böses Lachen hören, als er von dem jüngsten Mißgeschick des Zurückgekehrten erfuhr. Dessen

Schicksal schien die Herren nicht weiter zu kümmern; sie fragten, flüchtig und herablassend, wie es ihm ergangen sei, und fingen dann sofort an, von ihren eigenen Angelegenheiten zu sprechen. Der fett gewordene Poet schimpfte mörderisch auf einen ganz jungen Dramatiker, der am Tag zuvor einen Erfolg im Residenztheater davongetragen hatte, und versprach, daß er dem Hundling schon seine Meinung sagen werde. Der Reitlehrer bewitzelte die Girma, deren Brot er aß, und der mißglückte Geheimrat, dessen kahle Stirn ein Ausschlag zierte, ließ seinen früheren Lehrer nicht aus dem Auge: er war sich noch nicht klar darüber, ob der Kunde als armer Schlußer oder als Mann mit Geld vor ihm sitze, den man zur Not anpumpen könne. Die Herren aßen im übrigen alle drei mit dem gesegneten Appetit großer Männer und empfahlen sich nach Tisch sofort mit der Lässigkeit echter Grandseigneurs, um in der nahen Stadt ihrem Vergnügen nachzugehen.

„Der Mensch ändert sich nicht“, sagte Wendelin, als die Herren nach kühlem Gruße verschwunden waren, zu der zurückgebliebenen Schwester. „Sie haben also wirklich das Vergnügen, für Ihre Herren Brüder zu arbeiten?“

Adelheid erhob Einspruch; aber ohne es zu wollen, verriet sie die Verhältnisse, die auf dem alten Vorstadtgute herrschten. Der bewegliche Besitz des Majors war einst wie Butter vor der Sonne zusammengeschmolzen, nachdem er das Zeitliche gesegnet hatte; das Gut war zwar zurzeit noch nicht übermäßig verschuldet, aber es bedurfte übermenschlicher Arbeit, um die Hypothekenzinsen zu verdienen und etwas Überschuß herauszuziehen. Der schöne Lehmboden böte zwar, wie die Erzählerin andeutete, die prächtigste Gelegenheit, eine Ziegelei zu errichten, was in Anbetracht der regen Münchener Bautätigkeit sichere Aussicht auf Gewinn eröffnete; aber keiner der Herren Brüder war dazu zu bringen, sich dieses

Planes anzunehmen und Kapital aufzutreiben, und so lebe sie voller Ungewißheit über das, was die nächste Stunde bringen könne, schlecht und recht in den Tag hinein. Sie selbst habe vor kurzem einen Kursus der Krankenpflege durchgemacht, um einen Beruf zu haben, wenn sie von dem Besitztum, das einst das Glück ihres Vaters gewesen sei, scheiden müsse. Wendelin hörte mit verbissenem Ärger die Äußerungen dieses Opfermutes an, der die schmäblichste Faulheit als die natürlichste Sache von der Welt zu nehmen schien, und hielt mit seiner Meinung über dieses Wesen nicht zurück. Den Fragen nach seinen eigenen Erlebnissen wußte er aber geschickt auszuweichen, und Adelheid erfuhr nur, daß er aus Ägypten komme, wo er eine kaufmännische Stellung in einem großen Baumwollhause innehabe. Im übrigen ließ er sich nicht bewegen, als Gast in dem alten Landhaus zu bleiben, sondern nahm ein Zimmer in einem Gasthaus des Vororts, um da, in der Nähe des Arztes, die Heilung seines Armes abzuwarten. Am übernächsten Morgen erschien er, trotzdem ihn sein Arm heftig schmerzte, in aller Frühe schon auf dem Grimmingerschen Landstöße und lief mit der Hastigkeit, die Adelheid an dem früheren Hauslehrer kannte, die alten Wege auf und ab. Er ging immer wieder um das Gut herum; er sprach an den folgenden Tagen mit den italienischen Ziegelarbeitern, deren Mehrzahl in dünnen Bretterschuppen hauste, über ihre Hantierung und ihr Auskommen, und manchmal schien es der Beobachterin, als ob der gleiche Mensch, ungealtert und unverändert, die gleichen Pfade gehe. An einem Nachmittage fand sie ihn mit einem Band Goethe auf der Bank sitzend, wo sie beide nach dem feierlichen Promotionsschmaus den kurzen Glückstraum ihres Lebens geträumt hatten. „Sie sind so schweigsam, Herr Krummholz,“ sagte Adelheid, indem sie schüchtern lächelnd vor ihm stehen blieb; „es würde mich freuen,

wenn Sie mir ein bißchen Vertrauen schenken und mir erzählen, wie es Ihnen die zehn Jahre her gegangen ist.“

Wendelin lächelte ingrimmig und brummte, ohne den Blick zu erheben: „Was kann Ihnen an meinen Schicksalen liegen! Reden wir lieber von Ihnen. Ich kann das nicht länger mehr mit ansehen, wie Sie Ihre Zeit und Ihr ganzes Leben drei Faulenzern, aus denen nie etwas wird, zum Opfer bringen. Das ist in meinen Augen ein Skandal! Ich hätte gute Lust, Ihnen den ganzen Krempel abzukaufen, damit Sie die Sorgen und die Brüder los wären. Das heißt: ich weiß sehr gut, daß die Sorge für andere immer an Ihrem Bett sitzen und Ihnen jeden Genuß verbittern wird.“

Aus Wendelins Stimme sprach ein solcher Ingrim, daß Adelheid ein paar Schritte zurücktrat und den Sprecher forschend ansah. Als dieser jedoch den Blick erhob, bemerkte er, daß in ihren Augen Tränen standen, und dieser Anblick fürchte seine Stirne tiefer.

Nach einer kleinen Weile begann Adelheid leise, indem sie an Wendelins Seite Platz nahm und auf ihre Hände herabblickte: „Wenn Sie wüßten, wie oft ich Ihrer gedacht habe, würden Sie meine Bitte nicht unerhört lassen. Mir war all die Jahre her zumute, als müßte ich ein Unrecht an Ihnen gutmachen, und der Gedanke, daß ich nicht einmal wußte, wo in aller Welt Sie weilten, war mir eine ständige Qual. Vielleicht darf ich aus Ihrem Besuch, der leider so unglücklich begonnen hat, schließen, daß Sie uns nichts nachtragen. Mein bißchen Freundschaft ist ja nicht viel wert; aber ich möchte Ihnen wenigstens sagen, daß eine gute Freundin vor Ihnen steht. Ich ahne, daß auch Sie viel durchgemacht haben.“

Die Furchen zwischen den Brauen Wendelins wurde größer; dann sagte er, mit seltsam gepreßter Stimme:

„Ich könnte, als gewesener Philologe, mit Virgil sagen: *Infandum, regina, jubes, renovare dolorem*. Unausprechlichen Schmerz, o Königin, soll ich erneuern! Doch vielleicht ist es gut, daß ich noch einmal in das, was mich hierhergeführt hat, untertauche. Ich bitte nur um eines: Bemitleiden Sie mich nicht! Das macht mich wild; denn so merkwürdig es ist, wenn ich meines Schicksals gedenke, überschleicht mich ein rätselhaftes Gefühl der Scham, obwohl ich weiß, daß ich letzten Endes für alles, was ich erdulden mußte, nichts kann.

Von Dante wird erzählt, daß sich die Kinder, wenn er mit erstarrten Zügen über die Brücken Veronas wandelte, scheu zuflüsterten: ‚Der ist in der Hölle gewesen.‘ Ich weiß nicht, ob das Wort eines modernen Dichters, in die Hölle komme hier auf Erden nur der hohe Adel der Menschheit, Wahrheit ist oder nicht. Aber auch ich kann von mir sagen: *Et ego in Arcadia!* Auch ich bin in der Hölle gewesen, aber nicht in der, die wir alle mit dem Himmel zusammen in der Seele tragen, sondern in einer anderen, wo ich mit mir selbst in grauenhafter Einsamkeit lebte und der Anblick zahlloser Mitverdammter mein Leid verschärfte.

Wir Menschen sind alle Einsame. Es gehört zu den Selbsttäuschungen der Menschen, wenn sie glauben, sie könnten die dunkeln Reiche der Seele, aus denen die Schicksale fließen, auch anderen aufschließen. Ich weiß nicht, ob ich den Versuch machen soll, Ihnen einen Blick in diese Tiefen zu öffnen, wo Wunder und Ungeheuer in den stillen Gärten der Seele liegen und uns zuweilen selbst überraschen, wenn sie das Auge aufstun und uns wie fremde und doch vertraute Rätsel anschauen. Aus diesem Dunkel, aus dem unser Wille seine ewige Nahrung zieht, fließt unser geheimstes Schicksal, und eigentlich müßten wir uns hüten,

das Allzudunkle an das helle Licht des Bewußtseins zu ziehen, weil es das Unverletzliche, das Urmenschliche in uns ist. Wenn ich manchmal, was nicht häufig geschieht, einen Blick auf mein Leben werfe, überfällt mich zurweilen ein heimliches Staunen, in das sich etwas wie ein leises Grauen mischt: mir ist zumute, als sei außer mir eine bewußte Kraft am Werk gewesen, um alles so zu leiten, daß ein Werk oder ein Schicksal entstand, bei dem alles planmäßig ineinanderlief. Ich gewahre die Fäden, die alles mit der Vergangenheit verbinden; ich sehe, warum da und dort aus einem leisen Fädchen, das ich selbst wie spielend an einen Menschen oder an ein stummes Wesen knüpfte, eine Fessel wurde und mich zu einem Gefangenen machte, und ich erkenne zugleich, warum es so sein mußte. Das ist es: Wir glauben zu schieben, und wir werden geschoben. Wir gleichen jenen Webern, die versteckt hinter den Rahmen ihres Gewebes sitzen und ihr Werk erst zu sehen bekommen, wenn sie es als fertiges von vorne betrachten dürfen. Ein fertiges Schicksal aber sieht anders aus als ein werdendes und enthüllt oft mit einem Male den Sinn eines Daseins, dessen Strom vielleicht zu lange im Dunkel floß. Ich habe noch niemand vor diesem fertigen Gewebe lachen sehen, wie ich auch noch niemand gekannt habe, der sein Leben in ewiger Wiederkehr des Gleichen genau noch einmal durchmachen möchte. Nur Götter können vor dem Treiben in der Tiefe laut und lärmend lachen; der Mensch, der Ehrfurcht vor dem Dasein hat, bringt es höchstens zu einem leisen Lächeln: es ist, bei feinen Menschen, der schönste Sonnenschein aus den Reichen, wo sich die Schicksale verknüpfen und als stumme Weber am Werke sind. Verzeihen Sie diesen Ausflug in ein Gebiet, wo jeder nur stammeln kann, wenn er ehrlich sein will; denn nicht nur das Leben, auch das Erlebte ist und bleibt etwas Unausprechliches. Ich wollte, ich

könnte Ihnen eine Reihe schöner Laten vorführen, die sich selbst zu einem beglückenden Schauspiel aneinanderreihen; daß ich nicht in dieser Lage bin, ist vielleicht letzten Endes meine Schuld, vorausgesetzt, daß man überhaupt von einer Schuld sprechen darf, und so mag denn der Schleier, den ich mir vor gewisse Dinge gezogen habe, vor Ihren Blicken fallen.

Ich bin, wenn ich so sagen darf, mit einer Igelseele auf die Welt gekommen. Schon als Kind rollte ich mich bei der geringsten Berührung in mich selbst zusammen und stach die Hand, die sich ausstreckte, um das Tierchen zum Gang zu zwingen. Wenn meine Schulkameraden von ihren Laten erzählten und in dem Bewußtsein ihrer kindlichen Einzigkeit nur von sich sprachen, blickte ich mürrisch und stumm vor mich hin; aber mein Schweigen war durchaus keine Bescheidenheit, sondern der Hochmut eines Menschen, der in seiner Seele etwas anderes trägt und diese Verschiedenheit als eine Auszeichnung, als eine Adellung, als Bessersein empfindet. Und dabei dürstete ich in einem fort danach, meine Seelenschätze auch anderen zu zeigen; aber ich brachte es nur ganz selten und stets mit Widerwillen über mich, von mir selbst zu reden. Und noch etwas anderes hielt mich davon ab, mich Dingen und Menschen offen hinzugeben: ich begann damit, alle Aufschneidereien meiner Freunde als bare Münze hinzunehmen, und meine Phantasie erging sich am liebsten unter den Herrlichkeiten, die andere prahlend oder naiv vor mir ausbreiteten. Doch der Genuß dieser Ausflüge in fremde Märchenwälder dauerte niemals lange: in der Regel sah ich schon beim zweiten Gange, daß ich nur auf Armseligkeiten stieß und mit meiner Igelseele selbst hoch über diesem unreifen Getue stand. Das gab mir früh schon einen höhnischen Zug; aber das Gefühl der Überlegenheit machte mich nicht frei, sondern trieb mich nur tiefer in mich selbst

hinein. Die Erfahrung, daß Glückliche nach außen leben, habe ich so teuer bezahlt, daß ich sie jedem, der es hören will, als hohes Gut anpreisen darf. Im allgemeinen mag ich noch heute nicht an meine Jugend denken, und wenn andere von einem Paradies der Kindheit sprechen, denke ich mir höchstens: Ihr habt leicht reden! Ihr seid keine Igel gewesen!

Und dazu hatte mir das Schicksal einen merkwürdigen Blick beschied, von dem ich offen reden darf, weil ich ihn, wie so vieles andere, nicht als Glück betrachte. Dieser Blick lief nicht nur den Dingen voraus, er sah auch hinter allem, was sich vor meinen Augen zutrug, eine geheimnisvolle und höhnische Macht walten. Die kleinen Menschen, die sich so ungeheuer wichtig nahmen, kamen mir wie Puppen eines Spiels vor, dessen Ausgang und Ende ich besser kannte als die Spieler selbst. Dieses Spiel baute ich in meinen Gedanken weiter aus, und wenn ich an das Ende einer solchen Komödie kam, löste sich mein Sinnen in der Regel in ein jähes Lachen auf, das die andern ärgerte, weil sie den Schlüssel zu dem Reiche, in dem ich allein heimisch war, nicht besaßen. Ich sah diese seltsame Weltironie aber auch in allem, was mich selbst betraf, mit gleicher Lücke walten: wenn ich eine Nuß vom Baume schlug, war sie in der Regel taub, und wenn ich mir einmal erlaubte, hangend und bangend an dem Fenster eines Mädchens vorbeizugehen, so erfuhr ich gewiß noch in der gleichen Stunde, daß sie mit meinem besten Freunde zarte Briefchen wechselte. Am schlimmsten war es aber, wenn ich einen Herzenswunsch lange im Gemüte trug und mit jener Hartnäckigkeit, der auch die Götter nicht widerstehen können, seine Erfüllung erzwang; denn der Mensch erhält alles, was er wünscht, wenn er nur imstande ist, den Preis dafür zu entrichten. Umsonst ist ja in diesem fragwürdigen Leben nicht einmal der Tod; denn er muß, wohl oder übel, mit dem Leben bezahlt

werden. Es zeigte sich dann, daß aus der Erfüllung dessen, was ich mit allen Kräften der Seele ersehnte, alles Unheil floß, und diese Wahrnehmung erfüllte mich mit einem Troß, den die ungefährliche Erlangung eines Gutes nur noch bitterer machte.

So kam ich schon zu einer Zeit, wo auch die dümmste Jugendeselei das Glück sonniger Naturen vermehrt, in eine kriegerische Stimmung der Welt und meinen Lehrern gegenüber, die als Verwalter eines sicheren Kulturbewußtseins dumm und düntelhaft vor meinen Augen lebten. Diese Stimmung brach nur ganz selten laut und lärmend hervor; sie glich eher einem unterirdischen Strom, aus dem die merkwürdigsten Fische auftauchten und die Schiffe anguckten, die darauf einherzogen. Es waren dies aber keine stolzen Galeeren oder leichte Fahrzeuge mit breiten Purpursegeln, in denen das Glück gen Abend fuhr, sondern schwere Lastschiffe, für die es nur winkelige Kanäle und tote Häfen gab. Das schlimmste war, daß mein ganzes Wesen auch meiner Mutter ein Rätsel blieb. Die derbe Frau, aus altbäuerischem Stamme, glaubte genug getan zu haben, wenn sie mir mein Essen kochte und meine Kleider sauber hielt. Ich mußte damals nicht, was es die Wortfarge kostete, mich durch das Gymnasium zu bringen. Die Armut, in der wir lebten, war mir im übrigen etwas Selbstverständliches, weil ich sie auch bei andern sah und als Fügung hinnahm. Wir bewohnten in einem alten winkeligen Hause eine muffige Dachwohnung, wohin meine Mutter allen Hausrat geschleppt hatte, der ihr, als einer wohlhabenden Bauerstochter, zugefallen war. Ich besaß nicht den mindesten Sinn für diesen Trödel; aber meine Mutter konnte stundenlang unter dem Gerümpel herumkramen, und die Goldborten der altfränkischen Puzzhauben erregten immer wieder ihr Entzücken, dem sie aber nur seufzend Ausdruck gab.

Mein ganzes Wesen war, wenn ich so sagen darf, von zwei

Grundstimmungen beherrscht: tief im Grunde meiner Seele lag die Gewißheit, daß mir, wenn ich nur warten könne, doch etwas Außerordentliches an Glück und Schicksal zugebracht sei, und ich lag förmlich auf der Lauer, um es auch gleich, wenn es daherkam, beim Schopf zu erwischen. Und über dieser Ahnung schwebte das Bewußtsein, daß alle um mich her ein Doppelleben lebten, außen hui und innen pfui, und die Erkenntnis war mir ein zweiter Schatz, über dem meine Igelseele grinsend wachte. „Krummholz, Sie haben ein verdammtes Lächeln, ein Ohrfeigenlächeln“, sagte unser Gymnasialrektor eines Tages in der Oberprima zu mir, als er uns gerade die Bedeutung des Horazischen *nil admirari* erklärte; mir stand nämlich im gleichen Augenblick das ganze Familienelend unseres „Reg“ vor Augen, und es war nicht einmal Schadenfreude im Spiel, sondern nur das Behagen an einem Gegensatz, den ich wie ein stacheliges Herrgöttlein genoß.

Mit solcher Jugend und in dieser Stimmung kam ich in Ihr Haus. Da ging mir nun einmal eine andere Welt auf: ich mußte mit eigenen Augen sehen, wie allem, was Leib und Seele geliebter Kinder betrifft, eine Wichtigkeit beigelegt wurde, die mich anfangs aus dem Staunen nicht herauskommen ließ. Ich glaube allerdings kaum, daß Sie von diesem Staunen etwas gemerkt haben werden; denn ich hütete mich, mein Wesen zu zeigen, weil ich wußte, daß ich doch nur als bezahlter Fremdling in diesem Hause lebte und keine Schonung erwarten durfte, wenn ich einen Zipfel meiner inneren Herrlichkeit sehen ließ. Das Wesen Ihrer Herren Brüder, die mit dem Bewußtsein ihrer Auserlesenheit in dieser Welt herumspazierten, war übrigens auch nicht dazu angetan, mich von meinem heimlichen Igelturn zu befreien: ich behielt nur mein Lächeln für mich und ließ sie gewähren. Wie es vor Ihrem Blick oder Ihrem Wesen dahinschmolz, wissen Sie: ich habe

nämlich eine Schwäche, ich habe noch niemals der reinen Güte widerstehen können. Sie wissen auch, wie das Glück, das ich, wie ich Ihnen jetzt verraten darf, nicht übermütig lächelnd, sondern mit einem heiligen Ernste in der Seele trug, ein Ende nahm; aber Sie ahnen nicht, welche Gefühle mich peinigten, als mir kein Wort von Ihnen zukam, um meine Seele zu erhellen. Mit einem Male gewahrte ich wieder die höhnische Macht, die ich hinter allem, was mir begegnete, lauern sah; ich ahnte dunkel, daß sie noch im Wachsen war, so wie ein Künstler seine Mittel reichlicher und freier verwendet, wenn er zur Meisterschaft herangereift ist und, mit freier Hand, das Kühnste wagen darf. Ich hatte mir den Mut herausgenommen, auch in ein Paradies hineinzutappen; da zerbrach mir das höhnische Schicksal nicht nur mein heimliches Glück, sondern auch den Fuß und gab mir damit Gelegenheit, auf dem Krankenbett zu bedenken, daß die Paradiese nicht für alle blühen. Non omnibus licet adire Corinthum! Nicht für jeden ist ein Platz an der festlichen Tafel des Lebens bereitet. Verzeihen Sie, manchmal regt sich das alte Philologenblut in mir, und es ist ein schönes Spiel, einem alten Spruch, hinter dem eine Welt an Wonnen und Bedauern lauert, eine vergeistigte Deutung zu geben. Damit ich die ganze Lücke meines Schicksals erführe, mußte auch noch meine Mutter sterben, als ich regungslos auf meinem Bett vor mich hinbrütete. Es war mir da mit einem Male zumute, als hätte ich der Geschiedenen durch mein ganzes Wesen das größte Unrecht angetan, und der Gedanke, daß es mir für immerdar unmöglich sei, ihr mein wahres Gesicht zu zeigen, wurde mir fast unerträglich. Um meine Qual zu mildern, stellte ich mir alles, was mit ihrem Tod zusammenhing, aufs genaueste vor: ich sah sie auf dem alten Bette liegen, auf dem auch mein Vater als Toter gelegen hatte; ich hörte die Schollen auf den

Garg fallen, und ich glaubte den Geruch des Weihrauchs zu spüren, der über dem armen Grabe in die winterliche Luft emporstieg.

Der Schnee fiel in dichten Flocken, als ich, kaum geheilt, auf den hochgelegenen Friedhof meiner Heimat hinaufpilgerte, um zu sehen, wo sie zu ewiger Ruhe in der Erde lag. Aber während mir die Tränen jäh in die Augen schossen, bereitete mir der Gedanke, daß wir doch eigentlich so fremd nebeneinander hergegangen waren, die tiefsten Qualen. Und mit einem Male faßte mich vor dem verschneiten Grabe ein unsäglicher Widerwille gegen alles, was hinter mir lag: gegen die Schule, gegen meine Vaterstadt, gegen dieses Haus, gegen alle Menschen. Doch auf die brennendste der Fragen: was ich nun beginnen sollte, um leben und studieren zu können, wollte keine Antwort kommen. Da fiel mir ein, daß der einzige Bruder meiner Mutter einst in die weite Welt gegangen und zu seinem Glück gekommen war: er hatte, als Polytechniker, an dem badischen Aufstand des Jahres 1848 teilgenommen, war, als es schief ging, wie so viele Studenten über die Grenze, nach Frankreich, geflüchtet und von da nach Algier geraten. Lange Jahre hatte er nichts von sich hören lassen, bis endlich einmal ein Brief kam, in dem er meldete, daß er ein eigenes Weingut bei Argens bebaue und mit einer Spanierin verheiratet, aber kinderlos sei. Ich entsinne mich noch, daß mein Vater, der seinen Schwager nicht persönlich kannte, an dem aufgeblasenen Ton des Briefes allerlei auszusehen wußte. Das Dasein dieses Onkels irgendwo in der Welt erfüllte mich mit einer klaren Hoffnung, und im Nu war ich entschlossen, die Reise nach Algier zu machen, um aus der Umgebung, wo mich alles empörte, fortzukommen. Unter meinen Verwandten fand sich auch sofort eine mitleidige Seele, die sich erbot, den Hausrat meiner Mutter um einen Bazen

an sich zu bringen und die paar Andenken und Häbseligkeiten aufzubewahren, deren Besitz ich mir für die Zukunft sichern wollte. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß sich darunter ein uraltes mächtiges Spinnrad befand, an dem Generationen meiner Vorfütter gesponnen hatten. Es gereichte mir zu besonderer Genugtuung, daß ich am Weihnachtsabend, wo die Welt glücklicher ist als sonst, weil dieses Glück in Kinderaugen glänzt, mutterseelenalleine in die winterliche Welt hinaus, der Sonne und meinem Schicksal entgegenfuhr.

Die flüssige Habe, die ich in meiner alten, mit Perlen gestickten Reisetasche bei mir trug, war groß genug, um mir, wenn ich nicht fand, was ich suchte, die Heimreise zu gestatten. Im übrigen war ich fest entschlossen, mir in der Welt, wo niemand meinen Namen kannte, ein Auskommen zu schaffen. Die ganze Reise hat merkwürdigerweise fast gar keine Erinnerung in mir zurückgelassen: ich entsinne mich nur, daß ich in einem wilden Schneegestöber Württemberg, die Schweiz und den Gotthard durchfuhr und in Italien weder den Lorbeer ragen noch die Goldorangen im Laube glühen sah, sondern bei strömendem Regen in Genua ankam, wo ich sofort einen deutschen Dampfer bestieg, der noch am gleichen Tage nach Algier in See ging. Da ich wußte, daß mir auf dieser Welt nichts erspart bleibt, nahm ich die Seekrankheit mit einer Verbissenheit hin, die ich als Erbe meiner Jugend getreulich mit mir führte. Ich betrachtete es auch als selbstverständlich, daß mich in der Stadt Algier nicht die Sonne Afrikas, sondern ein trüber Wolkenhimmel begrüßte, der Ströme Wassers fallen ließ. Mit meinem Lächeln, auf das ich mir schon etwas einbilden konnte, schritt ich durch den Schwarm der Neger, Mauren und Araber hin, die lärmend und schreiend unser Schiff überfluteten und in schlechtem Französisch alles anboten, was der Mensch nur

haben wollte. Es litt mich auch nicht in der schön aufgebauten Stadt, sondern ich steuerte sofort auf den Bahnhof zu, um nur möglichst bald bei meinem Onkel zu sein. Ich fuhr an kleinen verlassenen Bahnhöfen und an Dran vorüber, an dessen Bahnhof sich das gleiche schreiende Menschengewimmel wie in Algier herumtrieb, und dachte mir: Das soll Afrika sein? In dem hochgelegenen Strandstädtchen Argens, wo ich spät abends ankam, wußte kein Mensch etwas von meinem Onkel, und mein Gymnasialfranzösisch war auch nicht dazu angetan, mir die Nachforschungen nach dem Monsieur Johann Thum zu erleichtern. Ein paar deutschsprechende Soldaten der Fremdenlegion, die sich müßig in den Straßen herumtrieben, bedeuteten mir, mich an die Mairie zu wenden, wo mir ein elsässischer Schreiber auch nichts Besseres zu raten wußte, als einmal in der Umgegend Nachfrage zu halten, und so lief ich denn bei trübem Himmel in der flachen, weinreichen Gegend, auf geraden Wegen und Seitenstraßen herum, die eigensinnig in die Ferne wiesen; aber wo ich auch anklopfen mochte, der Name Thum war den spanischen Weinbauern unbekannt. Endlich wollte es der Zufall, daß ich in das Haus eines deutschen Weinbauers geriet, der mich im reinsten Schwäbisch begrüßte. Der Brave lud mich zu einem Glase Rotwein ein und erzählte mir dann, er habe wohl von seinem Vater, der dies Gut erworben habe, den Namen Thum öfters gehört; aber er glaube zu wissen, daß der Mann, wie auch seine Frau, längst gestorben sei; wer das Weingut geerbt oder gekauft habe, wisse er nicht. Diese Auskunft nahm mir die Lust, mich noch weiter an dem entlegenen Küstenstrich herumzutreiben, und so fuhr ich denn am nächsten Tag in einem jämmerlichen Zuge nach Algier zurück, um mir die Pracht der weißen Stadt anzuschauen und den ersten Blick in afrikanisches Wesen zu tun. Als ich auf den Platz vor

dem Bahnhof trat, fragte mich ein älterer schwarzgekleideter Herr in deutscher Sprache, ob er mir nicht die Sehenswürdigkeiten der Stadt, Mustapha oder die Kasbah, zeigen oder mich bei der schönen Fatme, la plus belle femme d'Afrique, einführen dürfe. Ich dankte höflichst für die angebotenen Genüsse und nahm mir ein ganz billiges Zimmer in einem kleinen nahen Gasthof, dessen Portier, ein schmutzig aussehender Malteser, ein paar Worte Deutsch sprach.

Während ich bis dahin mit einer pedantischen Zielstrebigkeit durch das fremde Land gefahren war, überkam mich plötzlich eine ganz andere Reifestimmung: wenn ich schon die Fahrt vergebens gemacht hatte, so wollte ich wenigstens meine Augen aufmachen und die paar Tage, die ich mir gönnen durfte, mit gleichmütigem Sinn genießen. Ich unterhielt mich ein Weilchen mit dem Portier und ging dann ziellos in die Nacht hinaus, um mir die Stadt und das Meer bei Sternenschein zu betrachten. Ich wandelte unter den Palmen des Hauptplatzes auf und ab und blickte, neben mageren Arabern, die in ihren schmutzigen Burnussen herumlungerten, auf die nächtliche See hinab. Dann lief ich planlos in den weitläufigen untern Vierteln umher und begann, ohne mir etwas Besonderes zu denken, den Aufstieg in die obere Stadt, zur Kasbah. Ich kam durch enge Gäßchen, wo aus Holzhäusern mit vergitterten Balkonen zurweilen der Laut eines Instruments oder ein scharfer Lichtstrich fiel und fremdes geheimnisvolles Treiben andeutete, an dem ich, lauschend und sinnend wie ein Traumwandler, vorüberging. An einer Straßenecke stieß ich auf eine Gruppe von Menschen, in deren Mitte ein betrunkenen Neger gemächlich den Versuch machte, sich seiner Kleider zu entledigen. Ich reckte meinen Hals, um zu erspähen, was der Schwarze vorhatte. Da bekam ich plötzlich einen Stoß von hinten und fiel in

einen Haufen kreischender Gassenjungen, die wie Affen über mich herpurzelten und dabei mörderisch schrien. Als ich mich wieder erhob und meine Kleider abgeklopft hatte, ging ich, ohne sonderlichen Ärger, meines Weges weiter, durch enge und treppensteile Gäßchen mit den ewig gleichen Holzhäusern, aus deren schmalen Türen nur zuweilen ein süßlicher Duft oder ein geheimnisvolles Geflüster, wie aus einer Welt von Phantomen, mein Ohr traf. Ich weiß nicht, was mich mitten im Steigen veranlaßte, nach meiner Brieftasche zu greifen: sie war, wie ich mit Entsetzen bemerkte, verschwunden. Wie ein Wahnsinniger stürzte ich die Hühnersteige abwärts; aber an der Stelle, wo ich der Balgerei zugesehen hatte, war nun alles still, und nur ein Polizist lehnte mit verschränkten Armen schläfrig an einem Türpfosten. Ich suchte dem Manne mein Unglück begreiflich zu machen; der aber musterte mich stumm mit mißtrauischen Augen, worauf er kurz bemerkte, ich solle ihm folgen. Ich fühlte eine eigentümliche Schwere in den Gliedern, als ich neben dem Wachmann einherging; aber im Grunde war ich über das Mißgeschick, das mich so jäh betroffen hatte, gar nicht so übermäßig erstaunt: ich hatte eben wieder einen der bekannten Püffe empfangen, und wenn der dunkle Unbekannte, der mein Schicksal lenkte, mir in Menschengestalt entgegengetreten wäre, hätte ich ihm wie einem alten Bekannten zugewinkt. Auf dem Polizeiamt mußte ich zuerst meine Personalien und meinen Gasthof angeben, und dann entließ man mich mit der Bertröstung, daß man alles tun werde, um den Dieb zu ermitteln. Ich ging mit der Gewißheit fort, daß mein Geld verloren war, und dachte schon darüber nach, wie ich es anfangen solle, um nach Amerika zu gelangen. Am Tor vor dem Polizeiamt trat der höfliche alte Herr, dessen Dienste ich schon einmal abgelehnt hatte, auf mich zu und sagte mir, daß er von

meinem Mißgeschick gehört habe und sich sehr freuen würde, wenn er einem Landsmann einen Dienst erweisen könne. Er riet mir dringend ab, mich auf dem deutschen Konsulat zu beschweren, und lud mich ein, ihm, da er Junggeselle sei, beim Abendessen in einem bescheidenen Speisehause Gesellschaft zu leisten. Beim Essen zeigte sich der Herr, der, wie er mir erzählte, aus Köln stammte und seine Erziehung in Smyrna empfangen hatte, von auserlesener Höflichkeit. Er ließ kein Wort mehr von der schönen Fatme verlauten, sondern gab dem Diebsgesindel das ehrliche Leute ins Unglück bringe, sein vollgemessen Teil. Wir bekamen einen etwas süßlichen, aber trefflich mundenden Rotwein vorgesetzt, dem ich, um meine wachsenden Sorgen zu übertäuben, eifrig zusprach. Der höfliche Herr fragte mich im Laufe des Gesprächs, ob ich gedienter Soldat sei, und bat mich immer wieder, den Verlust meiner Brieftasche doch ja nicht so ernst zu nehmen; ja, wenn ich vernünftig sei, könne ich in Afrika mein Glück machen: es sei schon mancher arme Teufel ohne ein ganzes Hemd nach Algier gekommen und habe es, mit einem Kreuz auf der Brust und einem hübschen Pensionsbrief in der Tasche, als General oder Oberst verlassen. Der Dienst in der Fremdenlegion, wo er selbst zehn Jahre gedient habe, sei ein Kinderspiel; von preussischem Drill sei keine Rede, und jeder gelte nur als das, was er leiste. Kurz: ich wäre ein Esel, wenn ich, da ich nun doch einmal in Algier sei, die Gelegenheit vorübergehen ließe, mein Glück zu machen. Ich stand also vor der Frage, ob ich gewillt sei oder nicht, in die beste Kerntruppe der Welt, in die Légion étrangère — der Kerl sagte ständig „Leschion“ — einzutreten und zum mindesten General zu werden. Ich gestehe, daß ich in dem Augenblicke, da mir solche Bilder künftiger Größe vor den Augen gaukelten, an Ihren Herrn Vater dachte, und der Gedanke, daß

ich ihm eines Tages als höherer Offizier gegenüber treten könnte, erfüllte mich mit einer jähen Befriedigung. Ich erbat mir aber doch Bedenkzeit bis morgen, und der lebenswürdige Herr Weiß wünschte mir, als wir uns vor meinem Gasthof trennten, die angenehmste Ruhe. Wenn ich damals gewußt hätte, was ich heute weiß, wäre ich noch am gleichen Abend an den Hafen hinunter, um für die ärmlichste Dienstleistung auf einem Schiff in die Heimat, nach Hamburg oder Bremen, zurückzufahren; aber meine Verbissenheit, der alles, was mich an das Vergangene erinnerte, ein Greuel war, ließ mich zu keinem Entschlusse kommen, und am nächsten Morgen gedachte ich ohnehin, mir alles noch einmal zu überlegen, ehe ich einen bestimmten Voratz faßte. Der freundliche Herr Weiß war um elf Uhr schon zur Stelle und brachte mich beim Gabelrühstück, bei dem er mir wieder fleißig einschenkte, so weit, daß ich mich bestimmen ließ, mit ihm zu einem Offizier zu gehen, aus dessen Munde ich ja die Bestätigung seiner Versprechungen erfahren könnte. Wir waren nicht weit von einer Kaserne entfernt, aber wir mußten lange in dem öden Bau umherlaufen, bis wir einen Leutnant fanden, der geläufig Deutsch sprach und uns in ein kleines Zimmer geleitete, wo ein paar Schreiber in Uniform herumsaßen.

Was soll ich die Geschehnisse dieser schicksalschweren Augenblicke noch im einzelnen ausmalen? Eine Stunde darauf hatte ich mich, nach einer flüchtigen Untersuchung, mit meiner Unterschrift auf einem Papier, dessen Inhalt ich kaum verstand, für fünf Jahre zum Dienste in der Fremdenlegion verpflichtet oder, besser gesagt, verkauft. Ich bekam es sofort zu fühlen, daß ich kein freier Mann mehr war: der freundliche Herr Weiß hatte sich auf französisch empfohlen, ohne mir Lebewohl zu sagen, und meine neuen Herren hatten es sehr eilig, mich an meinen Be-

stimmungsort zu schaffen. Ich mußte gleich in der Kaserne bleiben und bekam am gleichen Abend zum ersten Male die uralte klassische Suppe des französischen Soldaten, eine Brühe, in der Reis und Gemüse schwammen, zu kosten. Ich mußte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir die Mischung aus verschiedenen Gemüsen, in der ein Stückchen Fleisch steckte, schlecht geschmeckt hätte. Ich schlief in einer Mannschafsstube, wo mich ein paar Duzend kleine pechschwarze Burschen mit höhnischen Augen musterten und Witze rissen, die ich, zu meinem Glücke, nicht verstand. Am nächsten Morgen sollte ich in Gesellschaft eines Korporals, der zu seiner Truppe nach Saida zurückkehrte, die Fahrt nach der Küstenfestung Dran antreten, wo die Rekruten der Fremdenregimenter allwöchentlich eintreffen und ihrer näheren Bestimmung hatten. Als ich in Begleitung des Unteroffiziers in meinem Gasthof vorsprach, um meine Habseligkeiten in Empfang zu nehmen, bedeutete mir der schmutzige Malteser, daß ich erst mein Zimmer bezahlen solle, und als ich meinen Begleiter bat, er möge doch den kleinen Betrag für mich auslegen, sah mich der Mann mit einem Blicke an, den ich nie vergessen werde. Ich mußte also ohne meine Wäsche den Zug besteigen und erfuhr zu meinem Troste, daß ich doch bald gezwungen gewesen wäre, meine Habseligkeiten zu verschleudern. Nur eines tat mir weh: es waren ein paar alte gestickte Taschentücher darunter, die meine Mutter auf ihr Gesangsbuch zu legen pflegte, wenn sie an Sonn- und Feiertagen zur Kirche ging. —

In Dran verblieb ich drei Tage auf dem hochgelegenen Theresienfort, und die Gesellschaft, in der ich auf meine Weiterbeförderung warten mußte, gab mir gleich einen Vorgeschmack dessen, was mir im Laufe der nächsten Zeit bevorstand. Das Tor zu dem alten Fort hätte die Dantesche Inschrift tragen dürfen:

Voi ch'entrate, lasciate ogni speranza! Ihr, die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung draußen. Am Tage nach meiner Ankunft brachte ein Transportschiff dreißig weitere Rekruten von Marseille herüber: darunter befanden sich allein dreiundzwanzig Deutsche und Elsässer, und schon die Anzüge der Leute verrieten, daß sie aus den verschiedensten Volksschichten stammten. Die einen trugen gute, saubere Kleider und konnten sich offenbar nicht daran gewöhnen, mit den anderen auf dem Gleichheitsfuße des Elends zu verkehren; und wieder andere kamen in den Lumpen der Ausgestoßenen daher. Einstweilen war dafür gesorgt, daß wir schon hier einen kräftigen Vorgesmack unseres künftigen Lebens zu kosten bekamen: wir mußten, in Ermanglung schwerer Arbeit, den schmutzigen Hof kehren und den Verschlag reinigen, wo wir die Nacht hindurch auf elenden Pritschen schliefen. Obwohl wir im Januar waren, herrschte in dem Schlafräum eine stinkend warme Luft, an die ich mich heute noch mit Schauern erinnere. Das Essen, das wir in drei mächtigen Blechschüsseln vorgesetzt bekamen, erfüllte mich mit wahrem Grauen. Da kein Löffel dazu gereicht wurde, mußte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, um die Brotbrocken, die wie Inseln auf einer aschfarbigen Brühe herumschwammen, herauszufischen, bis mich ein findiger Sachse belehrte, daß man aus den 750 Gramm schweren Laiben des grauen Soldatenbrotcs kleine Schöpfgcfäße schneiden konnte. Da ich im selben Augenblicke an all die guten Bissen im Hause Grimlinger dachte, mußte ich unwillkürlich lachen, als ich den künstlichen Löffel in der Hand des Sachsen sah, der sich übrigens als ein Meister im Fischen erwies. Einige meiner Leidensgenossen, die noch nicht wußten, woran sie waren, beschwerten sich in einer Weise bei dem Korporal, daß sie sofort Arrest erhielten. Unter diesen Häftlingen befand sich ein junger Wiener, dessen Wesen

mir auffiel: ein hübscher achtzehnjähriger, gutgekleideter Mensch mit dem schönsten dunkeln Haar, das in schweren Wellen seine Stirn beschattete. Ich hörte ihn nachts herzbrechend weinen, und obgleich ich eine seltsame Zurückhaltung unter meinen Leidensgenossen bemerkte, als ob einer dem andern mißtraue, konnte ich mich doch nicht enthalten, nach seinen Schicksalen zu fragen: er war, wie er mir nach einigem Zaudern erzählte, wegen einer Liebshaft als Primaner von Hause weggelaufen und in Nancy einem Werber in die Hand gefallen, der ihm ein Götterleben in Afrika in Aussicht stellte. Der arme Kerl hieß Hugo von Hellmersdorf und sollte für mein eigenes Schicksal bedeutungsvoll werden.

Die Fremdenlegion besteht, wie bekannt, aus zwei Regimentern, zu je zwölf Kompagnien, deren erstes in Sidi bel Abbas, und deren zweites in Saida liegt. Ich wurde dem ersten zugeteilt und traf, nach sechsstündiger Fahrt in einem elenden Eisenbahnwagen, mit fünfzehn Leidensgefährten am 13. Januar, meinem Geburtstag, an dem Standorte meines Regiments ein, wo uns ein paar Unteroffiziere an dem winzigen Bahnhof in Empfang nahmen. Wir durchschritten bei hellem Sonnenschein eine Pappelallee und wurden vor dem Draner Tor von der Wache mit einem „Bon jour, les bleus“, guten Tag, ihr Blauen, begrüßt. Die Blauen sind die Rekruten. Als wir den geräumigen, nackten, weiß beklebten Kasernenhof betraten, strömten von allen Seiten die Legionäre herbei, um die Blauen zu begrüßen oder nach einem Landsmann zu fahnden, und die Schadenfreude, die aus den Augen der Leute bligte oder aus den spöttischen Zurufen klang, gab mir sofort allerlei zu denken. Heute erscheint mir diese allzu menschliche Begrüßung als Festfreude eines Chors, der einer Tragikomödie anwohnt, als deren Held jeder einzelne sein Köllchen spielt. In der Kompagniekammer erhielten wir zunächst einen sauberen

Drilhanzug aus den Fasern des Alfagrafes, saubere Wäsche und eine baumwollene Zipfelmütze, und dann mußten wir durch die Bank ein Brausebad nehmen und unsere Zivilkleider am Kasernenfor an die arabischen oder jüdischen Händler verkaufen, die laut feilschend auf uns einschrien und wahre Schandpreise boten. Ich erhielt für meine sämtlichen Habseligkeiten die Summe von acht ganzen Franken, deren Bedeutung mir schon in den nächsten Tagen aufgehen sollte. Hierauf bekam jeder von uns auf dem Schreibzimmer des Regiments eine Nummer; ich hieß vom 13. Januar 1894 ab Nummer 17313. In einem Anfall stummer Selbsterkenntnis sagte ich zu mir selber: Dein stacheliges Wesen hat dich dahin gebracht, nur noch als Nummer in einer Masse dahinzuleben; wie wird es dir ergehen, wenn du aus einer Nummer wieder ein Mensch, ein Individuum werden willst? Ich wußte noch nicht, daß ich diesen kurzen Monolog in einer Massentragödie hielt, deren unselige oder stumpfe Helden in dem ungeheuren Gebäude um mich her summten und lärmten. Im übrigen empfand ich, um die Wahrheit zu gestehen, in meiner Erniedrigung eine besondere Art bitterer Wollust; aber ich sollte es erst erfahren, was es in Wirklichkeit heißen will, eine Nummer zu sein und doch ein Mensch zu bleiben. Welch ungeheure Ironie in meinem Werdegange lag, sehe ich heute erst ein, wo mich alles Geschehene fast wie ein lückenloser Traum von schmerzlich tiefer Bedeutung anmutet.

In der Regimentskleiderkammer wurde die Nummer 17313 mit einer funkelnagelneuen Ausrüstung versehen: ich bekam rote und weiße Hosen, zwei Hemden, eine blaue Jacke, einen Mantel, die blaue, etwa fünf Meter lange und einen Viertelmeter breite Leibbinde, die in dem übeln Tropenklima als Schutz- und Hungerbinde unerläßlich ist, einen weißen Nackenschützer, Tornister, Feld-

flasche, Brotbeutel und zu all dem übrigen noch die paar Kleinigkeiten, die man zum Putzen braucht. Dann wurde ich auf eine Mannschaftsstube geführt, wo vierundzwanzig saubere Betten an den Wänden entlang standen; je zwischen zwei alte Legionäre kam ein Rekrut zu liegen, damit er Gelegenheit habe, den Älteren ihre Kunstgriffe bei allen nötigen Hantierungen raschestens abzugucken. Für Ausrüstung, Uniform und Wäsche waren keine Spinde vorhanden, sondern nur ein Brett über dem Bett, wo jeder sein Zeug, die sogenannte paquetage, von den Legionären „Packtasche“ geheißen, in sorgfältigster Zusammenfaltung aufbewahren mußte, damit es bei jedem Alarm marschfertig daläge. Wir aßen an langen, sauberen Holztischen, über denen auf einem Gestell, das von der Decke herabhing, das Eßgeschirr aufbewahrt wurde. Die „Gamelle“, die Hauptmahlzeit, wurde uns um fünf Uhr nachmittags serviert und bestand aus Makkaroni, mit etwas Käse und einem Stückchen gebratenem Rindfleisch, und schmeckte, wie ich gestehen muß, vorzüglich. Nach dem Essen ging ich mit einem alten Legionär, einem Rheinländer aus Mainz, der sich an mich herangemacht hatte, und mit meinem Wiener Freunde Hugo in die vollgepfropfte Regimentskantine, wo die Marketen-derin, Frau Ruz, eine rundliche Bayerin, den schweren algerischen Rotwein zu drei Sous das Liter verschenkte und unter den Augen ihres Herrn Gemahls, eines kleinen Spaniers, unter den lärmenden Legionären Ordnung hielt. Ich spitzte meine Ohren, um über das Leben, das nun als etwas Unbekanntes vor mir lag, Genaueres zu erfahren. Daß ich in ein Fegfeuer geraten war, durfte ich nicht mehr bezweifeln; daß sich die Hölle vor mir aufgetan und mich gefaßt hatte, sollte ich nur allzubald erfahren. Die alten Legionäre, die schon lange in dieser Hölle weilten, hatten natürlich einen Höllendurst und benutzten sofort die Gelegenheit, ein

paar unserer armseligen Frankenstücke in süßen Rotwein zu verwandeln. Hugo, der noch über hundert Franken verfügte, hielt die ganze Kunde frei; auch er wußte noch nicht, welchen Wert ein Goldstück in der Legion darstellte, wo die Armut ihr grauenhaftestes Gesicht zeigt.

Mir wurde schon nach ein paar Tagen klar, daß ich Tolpatzsch mich für fünf Jahre als Sklave verkauft hatte; denn nach allem, was ich von meinem künftigen Kameraden zu hören bekam, war eine rasche Beförderung ausgeschlossen: unter den dreihundert Offizieren der Fremdenlegion befand sich kein einziger Deutscher. Ich konnte, wenn mir das Glück wohlthot, Korporal oder auch Bizetfeldwebel werden, obwohl gediente Soldaten oder Offiziere aus deutschen Regimentern, die man sofort einer Fachschule überwies, auch hierin einen Vorsprung hatten. Wie ich mit der täglichen Jammerlöhnung von fünf Centimes auch nur die nötigsten Bedürfnisse eines Menschen, der sein Putzzeug auf eigene Kosten in Ordnung halten mußte, auskommen sollte, wußte ich nicht und ist mir stets schleierhaft geblieben.

Unsere Ausbildung für den ordnungsmäßigen Felddienst nahm etwa drei Monate in Anspruch. Wir wurden nicht, wie ich anerkennen muß, mit dem üblichen deutschen Drill geplagt, sondern machten nur Freiübungen, Laufschrift, Einschwenkungen. Dann begann das Kompagnieerzieren, und bald sollte ich auch erfahren, welche Anforderungen an die Marschfähigkeit der Legionäre gestellt wurden. In einem Lande, wo weite Entfernungen und besondere Verhältnisse die höchste Anforderung an die Marschtüchtigkeit des einzelnen stellen, sucht man aus dem Legionärsoldaten vor allem einen ‚marcheur‘ erster Güte zu machen. So wurde denn jede Woche einmal ein Gewaltmarsch unternommen: wir rückten in voller Feldausrüstung ein paar Stunden nach Mitter-

nacht aus und machten ohne längere Rast fünfunddreißig Kilometer in dem leichten, raschen Marschschritt der Legion. Im allgemeinen legten wir in gleichmäßigem Tempo eine Entfernung von fünf Kilometern in der Stunde zurück, und dieses Tempo hielt die Kolonne auch im heißesten Sonnenbrande ein. Um die Marschfähigkeit des Regiments allmählich zu steigern, wurden diese Übungsmärsche später um zwölf Uhr mittags, nach anstrengendem Exerzieren, unternommen. Mit diesen aufreibenden Übungsmärschen waren keinerlei militärische Übungen verbunden: sie hatten nur den Zweck, die Marschtüchtigkeit des einzelnen, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, allmählich aufs höchste zu steigern. In gleichmäßig raschem Marschschritte stampften wir in Viererreihen auf einer der breiten Militärstraßen, die einst namenlose Legionäre erbauten, im glühenden Sonnenbrande dahin. Die schwere, kriegsmäßige Last, Kochzeug, Kleider, Zeltpflocke, Feldflasche, die jeder auf seinem hochgetürmten Tornister mitschleppte, machte dieses Vorwärtshasten in glühender Sommerhitze zu einer wahren Höllequal. Zwar gab es keine Vorschriften über das Verhalten des Legionärs auf diesen regelmäßigen Gewaltmärschen; jeder konnte sein Gewehr tragen, wie er wollte, und kein Kommando der Offiziere, mit denen wir überhaupt nur auf diesen Märschen in nähere Berührung kamen, störte das gleichmäßige Dahinstampfen der dampfenden Kolonnen. In den Ruhepausen von fünf Minuten, die alle zehn Kilometer eintraten, durfte jeder tun, was er wollte; er konnte die Last des Tornisters von seinem Rücken nehmen oder behalten, und auch auf dem Marsche machte kein Offiziersauge über seinem Tun und Lassen: er mochte kriechen oder hüpfen, wenn er nur am Ziele ankam. Mochten seine Schultern rund sein oder seine Füße bluten, mochte sein Körper, an dem der Schweiß in Strömen niedertann, sich gegen das Unerhörte sträuben,

das alles war kein Grund, aus den Reihen auszutreten: die Hauptsache blieb, daß wir am Ziele eintrafen und am nächsten Morgen wieder marschbereit dastanden. Ich hatte es bei der oberflächlichen Untersuchung meines Adam verheimlicht, daß ich früher meinen Fuß gebrochen hatte; als es mir nun eines Tages einfiel, aus den Reihen auszutreten, weil mich die Bruchstelle wahnsinnig schmerzte, bekam ich Dinge zu hören, die mich sofort veranlaßten, meinen Posten wieder einzunehmen und keuchend mitzuhumpeln.

Den ersten größeren Manövermarsch, auf dem wir siebenhundert Kilometer in fünfundzwanzig Tagen zurücklegten, werde ich nie vergessen. Ich ging noch dazu mit einer Sorge neben meinen Marschgenossen einher; denn ich wußte nicht, ob Hugo, der in der Reihe hinter mir marschierte, den Strapazen dieses Marsches gewachsen war. Der Aufbruch erfolgte, wie üblich, ein paar Stunden nach Mitternacht, damit wir den nächsten Haltepunkt vor Eintritt der größten Hitze erreichen konnten. Zehn Minuten nach dem Appell stand das Regiment marschbereit auf dem weißen Kasernenhofe. Wir wußten, daß wir auf dem Marsche keinen Rasttag zu erwarten hatten, denn es war Grundsatz, daß jedes noch so ferne Ziel in einem Zuge erreicht werden mußte. Mit welcher Sehnsucht zählten wir im stummen Vorbeistapfen die runden Kilometersteine, aus denen wir die Entfernung von unserer Garnisonsstadt ablesen konnten! Schon nach ein paar Tagen stampfte jeder wie eine Maschine vor sich hin. Jeder Laut und jedes Lachen wurde als eine Kraftverschwendung empfunden. Wenn ich mein Käppi mit dem Nackenschützer lüftete, stürzte mir der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Wenn wir nach den kurzen Ruhepausen wieder aufbrachen, sah es aus, als ob eine Schar von Greisen oder Kranken einen Marsch begänne, bis das gewohnte Marschtempo jeden einzelnen wieder zwang, vorwärts

zu haften. Wer vor Müdigkeit in den Graben fiel, bekam höchstens ein Schimpfwort zu hören: sein Gewehr wurde ihm abgenommen, und er mochte sehen, wie er wieder nachkam. Als wir in die Region der Wüste gelangten, kam Wassermangel hinzu. Von den zwei Litern trüben Wassers, das der Legionär, unter strenger Aufsicht, zugemessen erhielt, mußte jeder ein halbes Liter für die Suppe des nächsten Tages aufbewahren. Wer aber auf dem Marsche seine ganze Feldflasche leerte und seinen Beitrag nicht abliefern konnte, bekam vom Koch etwas rohen Reis in die Hand geschüttet und mochte sehen, wie er seinen Hunger stillen konnte. Wenn das kleine Zeltlager aufgeschlagen war, was kaum zwei Minuten dauerte, fielen wir wie Lote auf das graugrüne Alfagras, dessen harte Büschel wir mit schmerzenden Händen aus dem Sande rissen, um unser Lager aufzuschütten. Der Heimmarsch war noch eine größere Qual als der Auszug: die meisten marschierten mit wunden Füßen, mit entzündeten Augen, mit kranken Lungen, mit schwärenden Reibungsstellen am Rücken und an den Beinen umher. Einzelne wurden an die Bagagerwagen gebunden und mußten laufen, auch wenn sie nicht wollten.

Da ich bei allem, was mir befohlen wurde, nach den Gründen fragte, sah ich die Bedeutung dieser unerhörten Gewaltmärsche sofort ein: wer als Marschtier nicht das Höchste leisten kann, vermag seine Aufgabe nicht zu erfüllen, und wer als Marodeur im Rücken einer Truppe liegenbleibt, ist im Süden, wo die Wüste herrscht, ein verlorener Mann. Wenn ihn die Hyänen und Schakale nicht fressen, fällt er den Arabern in die Hände, für deren Weiber es ein Fest ist, den Gefangenen in schmachlichster Weise zu verstümmeln und langsam zu Tode zu martern. Der rohe Zuruf, der dem beliebten General de Négrier zugeschrieben wird: *Marschiet oder verreckt*, ist nicht etwa ein gelegentliches Soldaten-

Schimpfwort, sondern faßt nur die Aufgabe und das Schicksal des Legionärs in einen brutalen Kraftausdruck zusammen. Es ist kein Wunder, daß er rasch sprichwörtlich wurde, in einem Heer von zusammengewürfelten Heimatlosen, von dem kein Fahneneid verlangt wird und dessen Fahne nur die Inschrift: ‚Valeur et discipline‘, Tapferkeit und Mannszucht, trägt. Eine Heeresleitung, die kein Blut der Landesöhne zu schonen hat und weiß, daß ihr täglich neue Rekruten zufließen, kann von ihren Söldnern das Höchste fordern. Wer wird auf eine Nummer Rücksicht nehmen! Sie kann jeden Augenblick einem andern angeheftet werden, und die große Anzahl Rekruten, die stets in dem Depot des Regiments ihrer Verwendung harren, muß jedem sagen, daß ein Menschenleben in dieser Hölle nicht viel wert sein kann: hieß es doch, daß neben den sechstausend Mann, aus denen die beiden Fremdenregimenter bestehen, oft viertausend Rekruten auf ihre Einstellung warteten.

Mit der Sorge um meinen Freund war ich ausgezogen, mit gleicher Sorge kehrte ich heim: der arme Bursche, den nur meine Zusprache vom Selbstmord abhielt, wanderte sofort ins Lazarett, wo stets Hunderte von Kranken lagen. Im übrigen war es nicht einmal so leicht, in eine dieser Krankenzstuben zu kommen: die Ärzte hatten es mit viel Simulanten zu tun und ließen auch oft Schwerkranke mit dem brutalen ‚non malade‘ gehen, ohne sie einer richtigen Untersuchung zu würdigen. Wer an leichterer Unpäßlichkeit, wie zum Beispiel an einem Magenübel, litt und eine einfache Opiumgabe verlangte, sah sich stets dieser brutalen Weigerung gegenüber und mochte sehen, woher er Arznei erhielt.

An heißen Sommertagen hatte ich während der Siesta, die in den überhitzten Mannschaftszimmern unverbrüchlich zwischen elf und zwei Uhr gehalten wurde, Zeit, über mein Dasein und mein

Wesen nachzudenken. Daß ich aus einem Menschen mit der widerborstigsten Seele zu einer Nummer geworden war, konnte mein angeborenes Gemüt nicht ändern, und so lebte ich in der gleichen Weltstimmung, die wie eine zweite Natur in mir wirkte, mit meinen Kameraden zusammen, nur darauf bedacht, nichts an mich herankommen zu lassen, was meinen inneren Wendelin aufknöpfen konnte. Ich ließ alle Brutalitäten ruhig über mich ergehen, weil ich mir schon nach den ersten Tagen vorgenommen hatte, aus dieser Hölle, koste es, was es wolle, sauber herauszukommen. Freilich war dieses Unterfangen nicht leicht; denn die älteren Kameraden gaben mir die Versicherung, es sei ganz unmöglich, ohne Strafen durchzukommen: der ganze Legionsjammer beruhe nicht auf dem Drill oder den Märschen, sondern in der Brutalität der Behandlung, die jeden als eine böswillige Nummer behandle und ihn unbarmherzig unter der eisernen Fuchtel beschränkter oder gemeiner Menschen festhalte. Schon gleich nach meinem Einzug waren mit vier Soldaten aufgefallen, die in der grellsten Mittagssonne, in schmutzigen, zeretzten Drillanzügen, mit einem Gewehr und einem Tornister, auf einem kleinen Exercierplatz hinter der Kaserne, unter strengster Bewachung im Kreis herumliefen. Der Tornister enthielt aber, wie ich erfuhr, kein Ausrüstungsstück, sondern eine Zentnerlast an Sand und Steinen und rieb den armen Leufeln den Rücken wund. Wenn sie dann mit diesem Strafmarſch, bei dem jeder, der austreten wollte, mit Kolben in Reih und Glied zurückgestoßen wurde, fertig waren, mußten sie Arbeitsdienst tun: das heißt, die Abortkübel der Arrestanten entfernen, Ries karren, Wasser tragen oder die öffentlichen Plätze der Stadt Sidi bel Abbes kehren. Schon das einfachste Vergehen oder die üble Gesinnung eines Vorgesetzten, eines Soldaten erster Klasse oder, deutsch gesagt, eines Gefreiten, genügte, um dem Legionär

mehrtägigen Arbeitsdienst zu verschaffen. Und da die Vorgesetzten des Strafausteilers auch nicht umhin konnten, bei dieser Gelegenheit ihre Autorität zu zeigen, wandelten sie die paar Straftage in der Regel in eine längere Frist um, und wenn die Sache gar vor den Hauptmann kam, konnte jeder darauf rechnen, das dreifache Strafmaß zu erhalten. Die Strafen gliederten sich in Arbeitsdienst, Kasernenarrest, Nachtarrest, Gefängnis, Zellenhaft mit ganzer Kost und solche ohne Fleisch, und in Untersuchungshaft. Wer je in die dortigen Massenzellen, wenn auch nur als Wachhabender, einen Blick getan hat, weiß, was der Menschheit Jammer sein kann. In der heißen Jahreszeit glichen diese Zellen, wo die Nachtarrestanten und Sträflinge zusammengesperrt lebten, bei Tage einem Glutofen, und in der Nacht, wenn die scharfe afrikanische Abkühlung eintrat, froren die Ärmsten, die da für ein leichtes Vergehen büßten, in ihren dünnen zerfetzten Kitteln wie herrenlose Hunde. Zu gewissen Zeiten lagen die Arrestanten wie zusammengesperrte Tiere bei Nacht auf den Steinfliesen oder dem Lehm Boden, wo Schmutz und Unrat in kleinen Bächen dahinfließ. Glückliche, wer einen Fleck auf der Pritsche erwischte, obwohl auch dieses Lager keine Erleichterung der nächtlichen Qual bedeutete; denn zuweilen ergoß sich von der Decke herab, wo Wanzen zahllos wie Sterne umherwandelten, ein wahrer Regen dieser Peiniger über die Unglückseligen, oder Ratten und Mäuse turnten über die Köpfe der Sträflinge hinweg, die in einem Winkel auf dem verpesteten Steinboden kauerten. Die meisten, die längere Zeit in dieser scheußlichen Massenzelle verbrachten, kamen als kranke Menschen heraus: schon allein die armselige Wassersuppe, aus der ihre einmalige Tagesnahrung bestand, führte rascheste Entkräftung herbei. Wenn ich sehen mußte, wie die Sträflinge um zehn und fünf Uhr, vor dem Arrestlokal hockend, ihre dünne Wasser-

suppe hinabschlangen, überlief mich ein Schauer, bis ich mich mit der Zeit auch daran gewöhnte. Für besonders Widerspenstige gab es noch zwei andere Strafmittel, deren Brutalität man selbst in russischen Kerkeru vergeblich suchen dürfte: sie wurden unter freiem Himmel entweder in ein trichterförmiges Loch, spanisch silo, gesteckt, das oben drei Meter im Umfang maß und nach unten in einem kleinen Quadrat endigte. In diesem Behälter war der Sträfling in seinem dünnen Drilhanzug der glühenden Hitze des Tages und der Kälte der Nacht schutzlos preisgegeben, und dabei konnte er nicht einmal liegen, sondern sich höchstens in seinem eigenen Unrat zusammenkauern. Viele wurden als Siede aus den Silos herausgetragen, und hie und da kam es vor, daß einer in diesen Höllentrichtern starb. Nicht minder grausam war die Strafe der „crapaudine“: man band dem Sträfling Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, so daß sein Körper eine Art Halbkreis bildete. Dieses jämmerliche Menschenbündel wurde in irgendeinen Winkel geworfen, auf den die Sonne glühend niederbrannte, und nur gelöst, wenn der Ärmste seine Wassersuppe vorgesetzt erhielt. Ein einziger Tag in der crapaudine genügte, um den kräftigsten Mann bewegungsunfähig zu machen, und eine längere Strafe zog auch hier schweres Siechtum nach sich.

Wie sehr die Verhängung der schwersten Strafe in dem Belieben der Vorgesetzten lag, bewies die Behandlung der Diebstähle: wer eine Binde oder ein Wäschestück verlor oder sich stehlen ließ, konnte als Dieb vor das Kriegsgericht kommen; denn in der Legion galt jeder Verlust eines Ausrüstungsstückes als Diebstahl. Wenn ein Mensch, in dem sich noch das Ehrgefühl des Kulturmenschen regte, als Dieb angesprochen wurde, weil ihm selbst ein Uniformstück auf unerklärliche Weise abhanden gekommen war, ließ er sich wohl auch zu heftigen Worten oder gar zu einem Schlag hinreißen,

und dann war sein Schicksal besiegelt. Es kam sogar vor, daß einzelne, denen man einen Diebstahl vorwarf oder eine Gemeinheit ins Gesicht schleuderte, mit der blanken Waffe auf ihre Peiniger losgingen: diesen Legionären war eine langjährige Festungsstrafe oder, je nach Umständen, auch der Tod durch Erschießen sicher; denn das Kriegsgericht in Oran pflegte in solchen Fällen nicht lange zu sackeln, indem es von der Erwägung ausging, daß ein Heimatloser, oder besser eine Nummer, nur den Wert eines billigen Arbeitstieres besitzt, das jeden Augenblick durch ein anderes leicht ersetzt werden kann. Ein solcher ‚Dieb‘ durfte sich noch glücklich schätzen, wenn er nur zu den Zephirs, das heißt zu einem Strafbataillon nach dem Süden versetzt wurde und da Wege bauen, Brunnen graben, Ziegel backen und überhaupt alles tun durfte, was die Pioniere der französischen Kultur für nötig hielten, um jene Gegenden zu erschließen. Wenn sich solche Arbeiten als dringlich erwiesen, wurde die Versetzung zu den Zephirs eine alltägliche Sache; ein Wink von oben genügte, und die Unteroffiziere, die allein das Regiment und seine Leute wirklich kannten, sorgten sofort dafür, daß es an Kulturpionieren im Süden, wo die Wüste eine ewige Gefahr bedeutet, niemals mangelte.

Ich hatte mir von Anfang an vorgenommen, mich so zu führen, daß ich mit all diesen Scheußlichkeiten, gegen die ich niemals ganz abgestumpft wurde, möglichst geringe Bekanntschaft machen durfte. Strafdienst, um den keiner, auch der Geduldigste nicht, herumkam, mußte ich allerdings auch genug leisten; dabei hielt ich aber meine Augen und Ohren mit einer Gier offen, die mir, wenigstens in der ersten Zeit, wo alles den magern Reiz der Neuheit besaß, über viele Brutalitäten weghalf. Ich wurde fast mit Notwendigkeit zum Beobachter und Zuschauer; denn auch das jämmerlichste Schauspiel ist, in solchen Lagen, eine Gelegenheit,

um wenigstens zeitweise von seinem eigenen Ich loszukommen. Ich hatte mir, ohne es selbst zu ahnen, die einzige Arznei verordnet, die nicht nur dem Orte, wo ich leben mußte, sondern auch meinem ureigensten Wesen entsprach. Die meisten Legionäre begingen, wie ich sofort erkannte, den Fehler, daß sie nicht Französisch lernten: denn das schauderhafte Legionärfranzösisch, das sie, im Umgang mit den älteren Kameraden, aufschnappten, genügte nicht, um eine Beschwerde bei den höheren Offizieren wirkungsvoll zu machen. Ich hatte zum Bettnachbarn einen kleinen Pariser, einen Kunstschler namens Mazard, der aus Versehen in die Legion gekommen und als Sozialist auf die dritte Republik nicht gut zu sprechen war. Das schwächliche Männchen, dessen Zunge niemand leckte, litt sehr unter den täglichen Strapazen, und da er sich widerspenstig zeigte, mußte er alle Augenblicke Strafdienst tun oder auf dem Sträflingsviereck den schweren Tornister im Kreis herumschleppen. Mazard besaß ein anderes Heilmittel, um mit diesem Höllenleben fertig zu werden: die berühmte Pariser ‚la blague‘. Das Wort ist unübersetzbar; es begreift eine Geistesstimmung in sich, die sich aus Frechheit, Großtuererei, Übermut und Ironie zusammensetzt und nur da gedeihen kann, wo ein scharfer und beweglicher Verstand auf der Abwehr steht und auch im Geringssten noch seine Überlegenheit aufrechterhalten muß. Diese echte Pariser ‚blague‘ konnte es allerdings nicht verhindern, daß Mazard mit den schwersten Strafen Bekanntschaft machte und schon gegen Ende meines ersten Dienstjahres zu vier Jahren Zwangsarbeit in Dran verurteilt wurde. Von diesem Männchen, dessen Zukunftsträume im Himmelreiche der Genossen mit immer ein Lächeln entlockten, lernte ich bald das nötige Französisch, um mich, soweit dies überhaupt anging, meiner verstockten Haut zu wehren.

Im allgemeinen war jedoch die Ausbeute an Menschlichkeiten in der Legion für mich nicht allzu groß. Ich wußte, daß sich in der Legion alle möglichen Berufe: Ärzte, Architekten, Privatdozenten, Lehrer, Techniker, Ingenieure, Handwerker und Bauernsöhne befanden; doch von der Vergangenheit dieser Leute, die irgendeinem Fehltritt oder reiner Abenteuerlust den Aufenthalt in der Legion verdankten, bekam man nur zeitweise und wie aus Versehen einen Zipfel zu fassen. Die meisten lebten mit ihrem Schicksal oder ihrem Geheimnis verschlossen dahin, vielleicht, weil sie nicht hoffen mochten, unter der bunten und zynischen Menge ein fühlendes Herz zu finden. Die Legion machte alle gleich: ob diese Vergangenheit des Ausgestoßenen nun ein Ziel der Sehnsucht oder ein Winkel war, wohin sich unreine Augen nie mehr verirren durften — die Gegenwart drückte alle herab und machte aus allen Kameraden des gleichen Elends. Die Mehrzahl der deutschen Legionäre bestand allerdings aus armen Leuten, aus Handwerksburschen und Kleimbauernsöhnen, denen das Elend der Landstraße oder der härtesten Arbeitsfront von Jugend auf vertraut war und bitterer erschien als das brutale, aber gesicherte Landsknechtleben in den Fremdenregimentern.

Wenn eine Menschenschar, ob gezwungen oder nicht, lange in Gemeinschaft lebt, schafft sie sich mit der Zeit fast notgedrungen eine gemeinsame Weltanschauung. Diese äußerte sich in der Fremdenlegion zunächst in dem Auftreten der Legionäre: sie schritten mit dem ganzen Stolz des Berufssoldaten einher, und die Eleganz und Sauberkeit des Regimentes, dessen Leistungen ja die größte Ruhmestafel der französischen Kolonialarmee füllten, gehörte zu den Überlieferungen, auf die alle stolz waren. Die Blicke, mit denen die guten Spießbürger den Rock und den selbstbewußt einhermarschierenden Legionär von der Seite musterten, zeigten aller-

dings, was man in der guten Stadt Sidi bel Abbas von uns hielt: wir galten als eine zusammengewürfelte Masse von Sträflingen und Verbrechern, von denen man alles erwarten durfte. Nichts ist indessen irriger als diese Ansicht: die Legion zählte und zählt heute noch Hunderte von begabten Burschen, aus denen, unter Umständen, bedeutende Menschen geworden wären. Nicht allein die glänzenden Leistungen der Truppe, auch ihr Verhalten in Lagen, wo alles auf die Tüchtigkeit des einzelnen ankam, beweist das zur Genüge. Jede Weltanschauung drängt ferner nach Ausdruck, und diesen hatte die Legion in einer alten Überlieferung gefunden: es wird erzählt, der kaiserliche Oberst Cambronne habe, als er bei Waterloo zur Übergabe aufgefordert wurde, das Wort hingeworfen: *La garde se meurt, mais ne se rend pas!* In der französischen Armee aber besteht die Überlieferung, dieses Wort habe ganz anders geklungen und einfach in einem Wort bestanden, das der gebildete Franzose nicht gern in den Mund nimmt. In der Legion aber war das Cambronnische ‚Merde‘ das dritte Wort, das die Legionäre im Munde führten. Das Gefühl der allgemeinen Würstigkeit alles Seins und Wesens bediente sich eines unflätigen Ausdrucks, um mit einem Hanswurstsprung über alles wegzukommen, was verlaufenen und verlorenen Menschen auf die Seele brannte. Das biblische ‚In pulverem reverteris‘, Staub und Asche sollst du werden, hatte also unter den modernen Landsknechten eine Variante gefunden, deren eindeutige Ausdrucksfähigkeit sich allen Lebenslagen anbequemte. Es gibt viele solcher Worte, in denen die Weisheit ganzer Geschlechter lebt und atmet; sie gleichen Goldmünzen, mit denen man ein Glück oder Mißgeschick quittiert, obwohl ihr Klang selten rein empfunden wird, weil unser Ohr zuviel der widrigen Geräusche aufnehmen muß und überhaupt ein höchst vergeßliches Organ ist.

Als versprengter Philologe mußte ich an das um so viel edlere nil admirari Horazens denken, und die Zeit des rundlichen Epikureers stieg wie ein Traum vor meiner Seele auf, der alles, was die Welt an Schönheit und Seelenadel nach dem Recht der Erben besaß, in weiter Ferne über dem azurnen Mittelmeere lag. Und doch waren wir arme Teufel letzten Sinnes dazu da, den westlichsten Teil dieser Kultur, das heißt ein uraltes Erbe zu schützen, wenn auch nur als Nummern ohne äußeres Eigenschicksal und Erleben.

Die lärmende Eintönigkeit der Legionsweltanschauung kam auch sonst in anderen Dingen zum Ausbruch: das Tagesgespräch bildeten zu gewissen Zeiten die ewigen Fluchtversuche der Legionäre. Wer in einer Hölle lebt, sucht, wie billig, herauszukommen, und da hieß es denn, diesem oder jenem sei es gelungen, an das Meer, auf einen deutschen Transportdampfer, oder nach dem nahen Marokko zu entkommen, und die Briefe, die von einem solchen Glück zu berichten wußten, gingen heimlich von Hand zu Hand. Von den andern, die in der Wüste einen qualvollen Tod fanden oder von den arabischen ‚Gums‘, den Gendarmen, aufgefangen und gegen die übliche Prämie von fünfundzwanzig Franken abgeliefert wurden, war weniger die Rede. Zurweilen packte das Austreißfieber ganze Gruppen: sie entfernten sich bei der ersten besten Gelegenheit von der Truppe und kamen nach ein paar Tagen, verhungert und zerseht, wieder in die Kaserne zurück. Dieses Austreiben hieß in der Legion ‚aller au poump‘, und die Pumpisten wurden im allgemeinen nicht allzustreng behandelt, wenn sie im Besitze ihrer Uniform zurückkehrten. Wer aber irgend ein Stück verloren oder weggeworfen oder in einem Wutanfalle verkauft hatte, konnte sich auf die schwersten Regimentsstrafen oder, wenn er ein schlechtes Führungszeugnis besaß, auf das Kriegsgericht in Dran gefaßt machen. Das schlimmste dabei war, daß

die schweren Strafen nicht als Dienstzeit galten, und so konnte es dem einzelnen passieren, daß aus seinen fünf Dienstjahren zehn oder zwölf Jahre schwersten Elends wurden. Die Wut über diese Zustände und das Elend des Dienstes erzeugte in dem Regiment zuweilen einen Zustand, der unter dem Namen ‚Casard‘ bekannt ist. Der ‚Casard‘ ist eine Art Tropenkoller, der den einzelnen seines klaren Bewußtseins beraubt und aus dem Gequälten ein Nervenbündel macht, dessen Reaktionen sich in der seltsamsten, unbegreiflichsten Weise äußerten. Stundenlang saßen die von dem Tropenkoller Befessenen auf ihrem Bett und brüteten vor sich hin. Dann konnte es vorkommen, daß einer plötzlich austrif, oder seinem Vorgesetzten ins Gesicht schlug, oder seine Uniform zerfetzte, oder irgendeinen tollen Streich machte, der ihn in die Gefängniszellen führte. Das schlimmste Schicksal drohte den eigentlichen Ausreisern. Da die meisten nur das auffallende Legionfranzösisch sprachen und nicht die Mittel besaßen, im Ghetto zu Sidi bel Abbes Zivilkleider zu kaufen, faßte man sie in der Regel nach kurzer Zeit ab, und wehe ihnen, wenn dies nicht während der ersten acht Tage geschah: wer nach Umlauf einer Woche eingeliefert wurde, kam unnachsichtig vor das Draner Kriegsgericht. Wenn ich an die alten Landsknechte dachte, die einst in dem den Göttern heiligen Italien, unter gewappneten Kondottieren, ihre Haut zu Markte trugen, überkam mich ein eigenes Gefühl modernen Elends: damals war der Krieg eine Art Kunstwerk, bei dem es nicht darauf ankam, den Gegner zu vernichten, sondern in Schwach zu halten und das kostbare Leben der Söldner, die in Prunk und Pracht, in Samt und Seide einherzogen, zu schonen; da war der einzelne keine Nummer, sondern ein Mann, aus dem, wenn er zu den Liebeskindern der Natur gehörte, ein Herr der Zeit erstehen konnte; und wenn die beutereichen Rottmeister in glänzender

Prunkkrüstung oder im Federhut über die verschneiten Alpenpässe heimwärts schritten, brachten sie nicht nur den Schmuck des Abenteurers, sondern auch den Stolz des Mannes in ihr Haus heim, wo alte Bauerngeschlechter gehaust hatten und in ihren Betten gestorben waren. Wir modernen Landsknechte aber waren wie der Sand der Wüste, den ein Windhauch heute dort und morgen dorthin weht, und keiner durfte hoffen, mit der Uniform seines Glends als Siegreicher in die verlassene Welt seiner Kindheit heimzukehren.

Indessen wurde die Gemütsstimmung, in der ich früher mein Unheil sah, in dieser Hölle meine Rettung: ich ließ alles wortlos über mich ergehen, weil ich mir dachte, daß der bewußte ‚Grümolz‘, wie die Franzosen meinen Namen aussprachen, ja doch nicht der richtige Wendelin Krummholz aus Dingsda sei, den nur ich selbst ganz allein kannte. Ich lernte dulden wie ein Hund, und um meine ganze innere Freiheit vor mir selber zu beweisen, sagte ich mir, daß mir im Grunde recht geschehen sei. Meine ganze Vergangenheit, wozu auch der Aufenthalt in dem Hause Grimlinger gehörte, legte ich dazu in einen Winkel meiner Seele, an dem ich nun grinsend vorbeisah, wenn mich ein Wehen der Erinnerung traf.

Und noch ein anderes hielt mich aufrecht: dieses höhnische Heimtückerschicksal, dessen Grinsen ich überall zu gewahren glaubte, hatte mich offenbar dazu bestimmt, aus der Schulmeisterei nicht herauszukommen. Das tiefste Mitleid mit einem Menschen, dessen ganzes Wesen ein vermöhntes Kind zeigte, hatte mich an Hugo von Hellmersdorf angeschlossen. Dabei war aber auch, wie ich nicht verhehlen will, eine merkwürdige Neugier in mir rege, was das Schicksal, oder wie man es nennen will, aus dem Gemüte schaffen würde, dessen Sprünge alles mögliche ahnen ließen. Schon früher war

mit der Unterschied zwischen Schein und Wesen, zwischen Wähnen und Vollbringen, zwischen dem Hunger und der Stillung als Triebkraft der ewigen Komödie, in der wir alle eine andere Rolle spielen, als wir glauben, aufgegangen und zur tiefsten Erheiterung meiner Igelseele geworden, die sich tückisch wie ein Gott freuen konnte, wenn irgendein Spieler zur Selbstbestimmung eines Monologes gelangte.

Ich sah sofort, daß es dem jungen verwöhnten Menschen an meiner Seite nicht möglich sein würde, ohne Hilfe und Teilnahme gesund an Leib und Seele aus dieser Hölle herauszukommen. Ich brachte ihn dahin, seinen Eltern Nachricht zu geben, und das Geld, das ihm sofort aus der Heimat zusloß, half ihm über vieles weg, was einem gänzlich Mittellosen gefährlich geworden wäre: denn in der Legion, wo zehn Franken eine Riesensumme darstellten, für die man einen Mitsoldaten als Diener, dazu Wein, Bücher, Zeitungen und andere Genüsse kaufen konnte, galt ein Mensch, dem hie und da ein Hundertfrankschein zuslog, als reicher Mann, um dessen Gunst sich alle ärmeren Kameraden bewarben. Und da ich nicht leben konnte, ohne an einem Menschen herumzubosseln, suchte ich in jedem Sinne auf den verwöhnten Menschen einzuwirken. Wie die drei großen Männer, die ich als Student unterrichten durfte, war auch er, als echter Wiener, von der Meinung besessen, diese Welt sei nur ein hübscher Futterplatz, wo ein unfehlbares Tischlein-deck-dich für alle Glücklichen bereit stehe. Das Erstaunen, mit dem er die Gemeinheiten und Härten unseres täglichen Lebens aufnahm, wäre komisch gewesen, wenn nicht das Zellengefängnis oder härteste Arbeitsfron am Fuße der Kaserne gelauert hätten. Ich veranlaßte ihn, Bücher zu kaufen, und hie und da, wenn ich kein einziges Kupferstück mehr in der Tasche trug, entlieh ich ihm auch ein Frankstück. Ich gestehe, daß mich

dies unendlich hart ankam; aber eine solche Münze erleichterte auch mir das Dasein in der Kaserne, wo sich tausend ähnliche Schicksale im Schweigen des Elends oder des Stumpfsinns verzehrten.

Während des Sommers wurde auch Hugo von dem Tropenkoller befallen: stundenlang saß er trübselig vor sich hinbrütend auf seinem Bett, und kein Zuspruch vermochte ihn aufzuheitern. Eines Abends wollte er um jeden Preis in das Negerviertel, das zu betreten uns Legionären bei dreißig Tagen Gefängnis verboten war. Ich bat und flehte, aus einem unerklärlichen Gesicht heraus, von diesem Vorhaben abzustehen; als ich aber sah, daß ihn keine Vorstellung davon abbringen konnte, entschloß ich mich, ihn auf diesem gefährlichen Gange zu begleiten. Um neun Uhr schlichen wir uns hinter der arabischen Moschee, deren schlanken Turm wir auf unserem Exercierplatz täglich vor Augen hatten, in ein Gewirr von Gassen, wo der Abschaum der Stadt beim Scheine armseliger Öllampen auf dem gelben Lehm Boden beisammenhockte: Negerinnen, Spanierinnen, Französinen boten, halbnackt auf kleinen Teppichen herumliegend, ihren Körper mit Gesten und Schreien feil und riefen, da wir stumm blieben, uns armen Teufeln von Legionären die gemeinsten Schimpfworte nach. Alte Betteln mit erloschenen Augen trugten ihre Wunden, und hie und da kamen wir an einem Araber vorüber, der, auf einem Teppichsacken hockend, seine Wasserpfeife rauchte und unter seiner weißen Kapuze starr wie ein aus Holz geschnitztes Bild weltentrückt vor sich hinblickte, als ob er in einem glückseligen Traumlande weilte. Die schwarze Nacht um uns her war erfüllt von Lauten und Düften, von Glüstickern und erstickten Rufen, voll Liebe und Haß und fieberischer Luft, als Nacht des Südens, wo der Mensch nicht der Ruhe pflegt, sondern wie ein Panther auf die Glücksjagd geht. Mir war es unheimlich zumute, und ich eilte mit meinem Kameraden raschen

Schrittes voran, um aus dieser sinnverwirrenden Umgebung mit ihrem grinsenden Glend in eine andere Luft und unter einen reineren Himmel zu gelangen. Der Schritt einer Streifwache scheuchte uns aber wieder in ein Gewirt enger Seitengäßchen zurück, wo wir uns im Dunkel vorwärts tasteten, bis uns die gellenden Töne einer Pfeife und das dumpfe Geräusch eines Lamtams in eine sichere Richtung zogen. Als wir um eine Ecke bogen, sahen wir, daß ein arabisches Tanzhaus vor uns stand. Der Raum, in dem ein paar Dußend Araber auf marmornen Bänken hockten, war mit hölzernen, lehnlosen Stühlen besetzt, auf denen winzige Kaffeetäßchen standen. Im Hintergrunde kauerten drei Musiker auf einem Podium: der eine blies eine Art arabischer Klarinette, und die andern schlugen wie wütend auf ihr Lamtam los. Links öffnete sich ein Rundbogen auf einen engen Hof, und hier, unter der Türöffnung, standen die tätowierten Tänzerinnen lachend und plaudernd beisammen. Sie waren in rote oder gelbe Gewänder gekleidet, und die kupfernen und silbernen Spangen an ihren Armen und Knöcheln zeigten, daß sie aus dem Süden, von dem loßeren Stamme der Duled Nails, herkamen. Die herumhockenden Araber lächelten uns schweigend mit ihren weißen Zähnen an, und wir nahmen auf einem niederen Divan vor einem Hockstühlchen Platz, auf das der Wirt sofort ein winziges Täßchen Mokka stellte.

In diesem Augenblicke trat eine ganz junge Tänzerin vor die schweigende Gesellschaft. Die überschlanke Schönheit trug auf dem mit einer kleinen Krone aus Straußenfedern geschmückten Haar ein silbernes, schleierhaftes Gewebe, das bei der ersten Bewegung auf ihre schmalen Hüften herabfiel und einen bronzenfarbenen Oberkörper von zartesten Formen enthüllte. Eine kleine Weile stand sie regungslos, wie eine Statue, mit schläfrigen Augen da; dann erhob sie ihre Hand, deren Fingernägel mit Henna rot

gefärbt waren, und das Monodrama des arabischen Tanzes begann mit orientalischer Langsamkeit. Die Tänzerin schien aufzuwachen wie aus einem schweren schwülen Traume; ihr geschmeidiger Körper dehnte und reckte sich in weichen, zierlichen Biegungen und Windungen; sie streckte ihre schmalen Hände aus, um den unsichtbaren Geliebten herbeizulocken; sie warf den Oberkörper mit sieghaft abwehrender Geste zurück, als er zu nahen schien, und lockte doch mit allen Fibern, mit jedem Zittern des sehnigen Leibes. Nun machte sie einige Schritte, und ihre Geste wurde Kühner; der untere Theil ihres Körpers, Hüften, Leib und Brust kamen in schauernde Bewegung; ein Schimmer, wie von einem unerhörten Liebesworte, ging über das schmale braune Gesicht; in wilder zitternder Erregung entschlüpfte sie dem Geliebten, indem sie die Arme zu leidenschaftlicher Abwehr ausstreckte, bis endlich jeder Widerstand erlahmte und sie im rasenden Aufsturz der Lust zusammensank.

Während des aufreizenden Tanzes, der eine Ewigkeit zu dauern schien, saßen die Araber wie in Verzückung da, und auch Hugos Augen glänzten. Während die entzauberten Araber ihr leises Beifallsmurmeln hören ließen und der Tänzerin Geldstücke vor die Füße warfen, tänzelte die braune Schöne mit leichten Schritten auf uns zu und blieb vor uns stehen. Hugo griff in die Tasche und hielt ihr ein Zehnfrankenstück hin. „Tu das nicht“, sagte ich leise; aber die Tänzerin mit den bemalten Fingern hatte das Geldstück schon ergriffen und trat nun zu ihren Schwestern unter das Hoftor, wo sie in einem spitzen Hute, der umgekehrt wie ein Korb an dem Türpfosten hing, lange nach dem Schlüssel ihres Gemaches suchte. Inzwischen hatte sich ein langer Araber in mächtigem weißem Burnus erhoben und war an uns herangetreten. Der goldgestickte, tadellosgewundene weiße Turban zeigte, daß

wir einen reichen Araber, vielleicht eine Persönlichkeit aus alter Familie vor uns hatten. Ein böses Lächeln spielte um die Lippen des Mannes, als er, ohne sich zu rühren, vor uns stand und auf uns herabsah. Ich erwiderte verächtlich wie ein geborener Herr seinen Blick, warf fünf Soustücke auf den niederen Holzstuhl, wo unsere Kaffeetäßchen standen, und zog Hugo mit mir fort. Ich war seelenfroh, als wir wieder auf unverbottenen Wegen, im hellen Licht der Gasflammen, unserer Kaserne zuingen. ‚Das seh ich mir nochmal an‘, sagte Hugo, tief aufatmend, als wir bei der Wache ankamen. Ich stellte ihm die Gefahren vor, die in dem Negerviertel lauerten, und er mußte mir versprechen, sich nicht ohne mich in dieses geheimnisvolle Gewirt von Gäßchen zu wagen.

So verging der Sommer und der traurigste Winter meines Lebens. Im Frühjahr, kurz vor Beendigung der Regenzeit, wurde unser Bataillon nach Ain Sefra beordert, um eine Truppenabteilung abzulösen. Hugo von Hellmersdorf lag gerade an einem Magenübel im Krankenhaus. Mit schwerem Herzen nahm ich Abschied von dem Kameraden, in dessen dunkeln Augen ein irres Licht flackerte, als ich die Hoffnung aussprach, er werde bald nachkommen. Da die Ablösung eilte, wurden wir mit der Bahn befördert: wir durchfuhren die Alfasteppen von Jacubia und die unübersehbaren Sanddünen von Schott el Schergi. Als wir, spät am Abend, das Thal zwischen dem Dschebel Mekter und dem Dschebel Aissa passierten, durchbrauste ein wütender Regenschurm die Gegend. Zum ersten Male befand ich mich am Rande der großen Wüste und ganz nahe an der Grenze von Marokko, das vor der Phantasie unserer Legionäre als Land der Wunder herglänzte. In Ain Sefra wurde ich der berittenen Infanterie zugeteilt, deren Dienst den Bedürfnissen der Gegend durchaus angepaßt ist: eine Kompagnie dieser Gattung besteht aus dreihundert

Mann und zählt einhundertfünfzig Maulesel; jeder Mann benützt sein Reittier eine Stunde lang und geht dann abwechselnd eine Stunde neben dem Mulo her, auf dem ihn sein Nebenmann ablöst. Auf diese Weise werden im Süden, wo nomadisierende Wüstenräuber bald da, bald dort in die arabischen Dörfer einbrechen, Marschleistungen von sechzig bis siebenzig Kilometer im Tage zu einer Alltäglichkeit. Der Mann, mit dem ich mein Reittier — es hieß ‚Fraise‘ — teilen mußte, war ein dicker Elsässer namens Schärtlin, der nun schon im vierten Jahre in der Legion diente, wovon allerdings ein Jahr auf den Dienst in einer Strafkompagnie kam. Er sah aus, wie ein etwas hoch geratener Galstaff, und ich begriff nicht, wie man von der knappen Legionskost ein solches Bäuchlein ansetzen konnte, das sein Inhaber mit melancholischer Würde vor sich hertrug. Er vertraute mir gleich bei unserm ersten Austritt an, daß er nicht mehr lange bei diesen Hunden zu bleiben gedenke, da die marokkanische Grenze nahe sei und er Arabisch genug verstünde, um sich durchzuhauen. Ich ließ den Braven reden, da ich wußte, daß keine Vernunft die Fluchtsüchtigen von ihren Plänen abzubringen vermochte. Meine Gedanken weilten bei meinem Freunde Hugo, von dem ich, trotz dringendster Bitten, keine Nachricht erhielt, so daß ich während der Felddienstübungen und Erkundigungen, die uns in den Monaten März und April die größten Strapazen auferlegten, nicht aus der Sorge um den Abwesenden herauskam.

Am ersten Mai wurde ich zur Bewachung des Heliographen auf dem Dschebel Uissa kommandiert. Der Wachtdienst auf diesem Posten, zu dem nur Leute mit guter Führung ausgewählt wurden, war in der Legion sehr beliebt. Die Wache bestand jeweilig aus einem Gefreiten und drei Mann, die täglich abgelöst wurden. Der Tag, an dem ich wachehaltend hier oben stand, wird mir

unvergesslich bleiben. Die Aussicht in die Sahara und die Gebiete des Ksur ist überwältigend; aber, was ich als eine Art Rausch empfand, das war die reine Wüstenluft, die mir, leicht und prickelnd wie Schaumwein, zu Kopf stieg und wonnig alle meine Sinne schärfte. Ich war ganz Aug und Ohr und konnte mich nicht satt sehen an den märchenhaften Farben und Schattentönen, die in unmerklich leiser Bewegung ineinander übergingen. Als der Abend tiefer sank, wurden die Berge grau wie Eisen in dem reinen Glanz, in den ganz allmählich rosige Hauche flossen, bis sich alles zu violetter Purpur vertiefte und den Himmel im Westen lichterloh in Brand setzte. Und während ein Berg im Westen wie ein ungeheurer Amethyst im webenden Dufte des Abends stand, schwebte ein Abglanz aller Farben in der rein gestimmten Luft und sank unmerklich leise auf die Erde, wo einzelne Sandbänke wie eitel Gold erglühten. Die Dämmerung fällt in diesen Gebieten nicht, wie im feuchten Norden, langsam und schwer über die Weite; sie gleicht eher dem raschen Erlöschen eines seligen Farbenbrandes, und der Übergang des Tages in die rabenschwarze, sternfunkelnde Wüstennacht wirkt nicht als linde Trübung, sondern eher als reine, wenn auch jähe Dämpfung des Lichtes.

Da oben nun stand ich armer Landsknecht am Rande einer geheimnisvollen Welt. Dort im Norden lag eine andere, die heut wie gestern, von ewiger Unruhe gepeinigt, auf ihrem Erbgrund dahinlebt und sich in ewiger Gier verzehrt. Die Wüste aber gleicht dem Meere, und ihr unwandelbares Wesen erfüllt den Menschen mit den gleichen Schauern und dem gleichen Aberglauben wie der Ozean. Hier stand ich als moderner Söldling auf einem Boden, wo zwei Welten in stummer oder lauter Feindschaft nebeneinander leben: der uralte Orient, mit seinem Schicksalsglauben und seiner Ruhe, und der Westen, wo der gehegte Mensch mehr in der Zu-

kunft als in der Gegenwart atmet. Der Brunnen, der Labung spendet, die Palme, die ihn überschattet, der weiße Mantel, der den Sohn dieses Landes in stolze Falten hüllt, sein Pferd, seine Sitten, sein Handel und Wandel — das alles ist dasselbe wie zu der Zeit, da der Kameltreiber Mohammed die Welt in Flammen setzte. Eintönig wie die Wüste, wo üppig grünendes Leben nur am Rande der spärlichen Brunnen gedeiht, ist der Gott, der Weltenherr und Allerbarmer, zu dem diese starren Menschen beten, aus deren Blicken der Haß eines fremden Volkswesens spricht. Ich sah mich um tausend Jahre zurückversetzt, in den Frühling einer Welt, deren Erben feindselig auf uns Eindringlinge herabschaueten und sogar noch im Niedergang den Adel einer alten Rasse offenbaren. Und während ich so da stand in der ungeheuersten Stille und versunken in die Wüstenacht mit ihrem fabelhaft funkelnden Sternenneere emporblickte, wurde mir alles, was ich in diesem Jahre erlebt und gesehen hatte, zu einem Bild, das ich wie aus einer seltsamen Ferne selbst genoß. Ja, ich armer Landsknecht, der sein Leben auf fünf Jahre verkauft hatte, kam mir selbst wie ein Fremder vor, den ich unter fremden Menschen wandeln sah. Es war etwas ganz Unausprechliches, das mich überdämmerte und meine ganze Igelhaftigkeit in ein wunderbares Gefühl hinschmelzen ließ, in dem ich Mitleid mit mir und allem, was in dieser Welt des Atmens lebte, mit einer trunkenen Gehobenheit vereinte. Die Traumhaftigkeit alles Seins, in dem ich atmete, ließ mir kaum Sinn und Zeit zu den uralten Fragen und Antworten: Was bin ich, und was sind wir alle? Ein Sandkorn! Ein Hauch! Ein Nichts!

Doch während ich mich, wie hingenommen in ein fremdes Sein, diesem Zustand halber Entrückung hingab, vernahm ich ganz plötzlich zu meinem großen Erstaunen einen fernen dumpfen Laut: es

klang wie der leichte Schlag einer Trommel, der mit merkwürdiger Schnelligkeit näher kam. Bald konnte ich die rhythmischen Schläge des rätselhaften Trommlers deutlich und genau unterscheiden, und jeden Augenblick meinte ich, er müßte unter mir aus dem rieselnden Sande der Dünen auftauchen. Immer lauter, immer näher, immer mächtiger klang der dumpfe Trommelwirbel; doch so sehr ich auch, voller Spannung, den Hals reckte, ich bekam keinen Trommler zu Gesicht: wie es gekommen war, verschwand das dumpfe Getöse wieder in der unendlichen Weite der Wüste. Ich weiß nicht, warum ich beim Lauschen an einen Vers aus der sechsundachtzigsten Sure des Korans, vom Nachtfarn, denken mußte, der da lautet: Eine jede Seele hat einen Wächter über sich! Als ich nach meiner Ablösung dem Sergeanten, der mit drei Geniesoldaten den Heliographen bediente, von dem Trommler erzählte, sah er mich starr an: ‚Das bedeutet einen Toten‘, sagte der alte Schnauzbart und erzählte mir, daß sich dieser gespenstische Wüstentrommler niemals ohne Absicht hören lasse. Ich mußte über den Aberglauben des Alten lächeln und suchte mir die Erscheinung durch die unendliche Reinheit der Wüstenluft zu erklären, in der selbst das Geriesel des gelben Dünenandes zu klaren Lauten wird und in die Ferne wirkt.

Beim Abstieg, am nächsten Morgen, stieß ich mit meinen Kameraden auf einen Araberzug, wie ich ihn prunkvoller noch nie gesehen hatte. An der Spitze entwickelte sich ein regelloser Reitertrupp, dessen einzelne Gestalten in weißen Burnussen prachtvoll und statuenhaft zu Pferde saßen und gleichsam als Ehrengelitte einer dreifarbigem, rot-grün-gelben Fahne einhertritten, an deren Zipfeln kupferne Kugeln hingen. Dann folgte eine Schar von Kamelen, Schaf- und Ziegenherden, die von Weibern und Negern und ein paar Reitern geleitet und bewacht wurden. Die Reiter

waren zum Theil noch mit alten langschäftigen Flinten bewaffnet, die quer über den karmesinroten Sattel herlagen; einige trugen große kegelförmige Hüte; andere hatten den wollenen Burnus über den mageren Kopf gezogen und blickten aus dem Schatten der Umhüllung mit stolzen Augen verächtlich auf uns schäbige Legionäre herab; wieder andere, deren Züge die Beimischung des Negerblutes verrieten, ritten mit bloßem Oberkörper einher. Unter den Reitpferden befanden sich die prachtvollsten Tiere: schwer und leicht, weiß und dunkelgrau und isabellfarben, mit rosigem Tönen auf der zarten Haut, ein herrliches Schauspiel.

Vor der Fahne ritt ein alter Scheich neben einem jungen, fast weibisch zart aussehenden Araber einher. Der Alte hockte wie weltentrückt auf seinem kirschroten, mit Gold bestickten Sattel; von seinem Gesicht war nichts zu sehen als die Augen, die reglos vor sich hinblickten. Hinter ihm führte ein herkulischer Neger sein weißes, aufgeäumtes Schlachtpferd einher, ein herrliches Tier, das in feuriger Kraft nach dem Takte einer lärmenden Musik einhertanzte. Der junge Araber, dessen weißer Burnus nicht den mindesten Schmuck zeigte, saß auf einem prächtigen Pferde, und das Bürschchen blickte uns mit frecher Herrenmiene an, während der Alte tat, als ob er uns überhaupt nicht sähe. Dann kamen die Musiker, die wie wütend in ihre Querpfeifen und Flöten bliesen oder wie besessen auf ihre Tamtams loschlugen, und endlich, auf Lastkamelen, die Haremsfrauen, die in einer Art Korb hockten, deren Seiten durch seidene Vorhänge in allen Farben verhängt waren. Von diesen Weibern bekamen wir nichts zu sehen; nur hie und da hob ein schwarzer Treiber seinen Kopf, um auf eine geheimnisvolle Stimme zu lauschen, die aus den Vorhängen zu ihm herabsprach. Dann folgten wieder Lastkamele mit den Zelten, den Kücheneinrichtungen, den Koffern und Geschirren, dem Ge-

flügel und den Kindern der Armen. Mit Ausnahme der Haremsfrauen trugen alle Weiber ihr Gesicht unverschleiert. Die jüngeren Frauen hatten einen Rocken im Gürtel oder spannen im Gehen, während die Alten an Stöcken nachhumpelten. An der Spitze zog der Reichtum und der Glanz des Stammes einher; die Nachhut bildete die Armut.

Ich gestehe, daß wir Soldaten uns diesem orientalischen Prunk gegenüber recht armselig vorkamen, und ich wäre dankbar gewesen, wenn mir jemand nähere Aufschlüsse über das Wesen dieser Wüstenstämme, die in ewiger Abwehr gegen die Eroberer an der Grenze der Wüste lebten, gegeben hätte; allein, da keiner der Offiziere sich die Mühe gab, zu uns in ein persönliches Verhältnis zu kommen, so unterließ ich alles Fragen, zumal auch der Leutnant, der unsere berittene Kompagnie führte, ein Namensvetter des berühmten Gastronomen Brillat-Savarin, bei der ganzen Mannschaft im höchsten Grad verhaßt war.

Vier Tage später trafen ein paar unserer Leute, die im Lazarett zu Sidi bel Abbas krank gelegen hatten und nun zu uns stießen, mit einer Nachricht ein, die mich mit tiefem Schmerz erfüllte: der arme Hugo Hellmersdorf war vor ein paar Tagen im Negerviertel ermordet aufgefunden worden. Das Gefühl, mit dem mich diese jähe Todesbotschaft erfüllte, vermag ich nicht zu schildern: War Hugo in das arabishe Lanzhaus geraten und da erschlagen worden? Und war ich nicht selbst schuld an diesem Tode, weil ich nicht mit allen Kräften versucht hatte, ihn von dem Besuch des Negerviertels abzuhalten? Ein Gefühl eisiger Kälte senkte sich mir ins tiefste Mark, während ich diese Fragen stellte und alles, was uns begegnete, noch einmal erlebte. Wenn ich mir die Gestalt meines Schüglings und Freundes vor die Seele rief, sah ich nur seine Augen, aus denen mich der grauenhafte

Ernst der Tiere und Kinder anblickte, auf mich gerichtet, und der ganze Jammer eines unausgereiften Schicksals fiel auf meine Schultern. Von den Kameraden, die uns die Nachricht brachten, wußte keiner etwas Näheres über die Umstände des Mordes auszusagen, und nur eines stellte sich heraus, daß das Unglück in der gleichen Nacht geschah, wo ich auf meinem Wachtposten den gespensterhaften Wüstentrommler hörte. Schärtlin, dem ich von diesem Zusammentreffen Mitteilung machte, hörte nur mit halbem Ohre zu und lächelte in seiner versonnenen Weise vor sich hin: er war, wie er mir ohne Scheu mitteilte, nun fest entschlossen, über die marokkanische Grenze zu flüchten, und lebte gar nicht mehr in unserer Mitte. Allen Bedenken, die ich ihm entgegenhielt, begegnete er mit einem leisen Kopfschütteln, und fast kam es mir vor, als ob er, blind und taub vor aller Wirklichkeit, in einem Traume wandle. Am gleichen Tage aber, spät in der Nacht, brachte ein Gum die Nachricht, Wüstenräuber hätten ein arabisches Grenzdorf geplündert und sich mit ihrem Raube gegen Süden gewandt. Wir wurden um Mitternacht alarmiert und waren eine Viertelstunde später schon hinter dem braunen Gesindel her, in dem ich den Stamm vermutete, dessen Prunk mir beim Abstieg von der Bergwache in die Augen stach. Um elf Uhr vormittags befanden wir uns noch auf dem Marsche. Auf die Kühle der Nacht war die glühende Hitze des Tages gefolgt, und in äußerster Erschöpfung stampften wir durch den gelben Sand des Karawanenweges dahin, auf dem zuweilen ein bleichendes Skelett den Weg der Wüste anzeigte. Mein Nebenmann Schärtlin hatte sein Lächeln verloren, er stöhnte jämmerlich und bat mich alle halbe Stunden um einen Schluck Wasser. Ich gab ihm meine Flasche, obwohl ich wußte, was mir bevorstand, wenn ich zum Kochen nicht die schuldige Ration abliefern konnte. Es war uns

verboten, unterwegs Wasser zu schöpfen, weil der arabische Gendarm vermutete, die Räuber hätten, um die Verfolgung unmöglich zu machen, die Brunnen vergiftet. Doch der Durst ist mächtiger als alle Verbote: als wir an einem Lumpel vorbeikamen, trat Schärtlin aus, um seine Flasche zu füllen. Unser Leutnant bemerkte es und brüllte den Durstigen an: „Sie Schmutzfink, Sie werden den ganzen Marsch zu Fuß machen!“

Schwankend und stöhnend marschierte nun der Dicke, triefend von Schweiß, hinter unserem Maultier drein. Unser Korporal, ein gutmütiger Rheinländer aus Bacharach, erlaubte ihm auf seine Bitte, sich bei dem andauernden Geschwindmarsch am Schwanz unseres gemeinsamen Tieres zu halten. Als der Leutnant Brillat-Savarin diese Schärtlinsche Methode der Marscherleichterung bemerkte, geriet er in einen Heidenzorn und überhäufte uns mit den unflätigsten Schimpfsworten. So ging es bei glühender Sonne unter dem weißlichen Himmel weiter. Mein Kamerad marschierte noch einen Kilometer weit; dann brach er mit einem Wehlaut zusammen. Vergebens reichte ich ihm meine Feldflasche und vergebens bat ich ihn, aufzustehen und tapfer weiterzumarschieren: Schärtlin blieb liegen. Als ich mich niederbeugte, um ihm Mut zuzusprechen, gewahrte ich neben seinem glühenden Kopfe eines der wunderbaren Naturspiele, die den Gedanken nahelegen, als ob der Geist der Wüste selbst im Winde lebendig sei: zur Seite seines Kopfes ragte eine Sandrose, wie sie der Windhauch aus den Fluten der Dünen bildet, empor und erfüllte mich mit seltsamen Gefühlen. Doch jetzt blieb mir keine Zeit, das kleine Wüstenwunder länger zu betrachten: der Leutnant schickte einen Korporal zurück, damit er dem Maroden das Gewehr abnehme. Schärtlin blieb röchelnd im glühenden Sande zurück, und die dampfende Kolonne stampfte im ewig gleichen Zeitmaß weiter in den weißglühenden Tag hinein.

Als wir nach achttägigem nutzlosem Kreuz- und Quermarsch, zu Tode erschöpft, nach Ain Sefra zurückkehrten, war das Ende des unglücklichen Schärtlin schon unter den Legionären bekannt: Schakale und Hyänen hatten ihn bei lebendigem Leibe aufgefressen, und eine Abtheilung der berittenen Kompagnie hatte auf einer Felddienstübung nur noch sein Skelett aufgefunden. Es fehlte auch unter uns, wie ich bemerken muß, nicht an rohen Gefellen, die sich damit trösteten, daß er ein noch schlimmeres Ende genommen hätte, wenn er in die Hände arabischer Weiber gefallen wäre. Die Sache machte aber doch Aufsehen und wurde, wie wir gelegentlich erfuhren, sogar in einigen Pariser Zeitungen besprochen; aber ich habe nichts davon gehört, daß dem Mörder meines Kameraden Unannehmlichkeiten erwachsen wären.

Von diesem Augenblick an aber war auch ich entschlossen, auf irgendeine Gelegenheit zu lauern, um dieser Hölle der Unmenschlichkeit zu entfliehen. Freilich, an eine Flucht über Marokko durfte ich, da ich kein Arabisch verstand, unter keinen Umständen denken; auch machte eine schwere Erkrankung, die ich von diesem höllischen Hezmarisch durch die Wüsten heimbrachte, bald allen Plänen ein Ende: ich bekam den Typhus. Drei Wochen lag ich mit einem Duzend Kameraden im schwersten Fieber in dem luftigen Lazarett zu Ain Sefra. Rechts und links von meinem Bette trugen sie heute den einen und morgen den andern weg zur ewigen Ruhe im Wüsten sand, und auch ich war, wie ich aus allem merkte, aufgegeben. Doch gegen alle Erwartung der Ärzte trat nach drei Wochen eine plötzliche Besserung bei mir ein, und als ich mich reisefähig fühlte, wurde ich mit einem Duzend anderer Legionäre zur Erholung nach dem Küstenort Argens geschickt, wo wir auf der Festung oben lagen und uns die freie Zeit mit Fischen am Meeresstrande vertrieben. Ich guckte das weiße, saubere Städtchen, wo ich einst

nach meinem Dunkel sahndete, beim Wiedersehen mit ganz anderen Augen an: von hier war ich vor anderthalb Jahren, als freier Mensch, abgefahren, und nun mußte ich mir an der gleichen Stelle sagen, daß ich nur den Ring eines Höllenkreises umschritten hatte und als Gefangener nichts als weitere Jahresringe dieses Infernos vor mir drohen sah. Während der ersten Tage meiner Krankheit war es mir zumute gewesen, als ob sich ein goldener Bohrer, der fast wie ein Paragraphenzeichen aussah, in mein gequältes Gehirn senkte; nun aber lag eine öde Dumpsheit wie ein eherner Ring um meine Stirn und machte alles, was ich sah und hörte, zu einem geisterhaften Lärm oder zu einem fremden Gesicht. Stundenlang konnte ich von der Höhe des Tafelgeländes auf das blauende Meer hinausblicken, das da, wo Flut und Himmel ineinanderschmolzen, wie ein Ring funkelte und gegen den Horizont zu anzusteigen schien. Alles Vergangene, was ich daheim und in diesem Hause erlebt hatte, war grau und farblos geworden und besaß keine Macht mehr, Groll oder Bedauern in mir zu wecken, obwohl meine Gedanken oft in dieser gespenstischen Ferne verweilten. Ich kam mir vor wie ein armseliges Pfenniglichtlein, das in schwärzester Nacht steht und flackert, wenn ein Windhauch über die Wolken daherkommt und sein Seelchen zittern macht. Erst nach Wochen solchen Hindämmerns überstahl mich ganz langsam ein Gefühl, als ob ich mit neuen Sinnen in die Welt blickte und mit jungfräulicher Seele etwas Unsagbares erlitt, wenn ich einen goldgelben Pfirsich in die Hand nahm oder einen silbernen Fisch im Netze zucken sah. Anfang August konnte ich als genesen nach Sidi bel Abbas zurückkehren, wo ich, neben den alten Kameraden, eine Menge neuer Gesichter auf meiner Mannschafsstube fand. Mein erster Gang war nach dem Legionsfriedhof, wo armselige Reihengräber die zahllosen Toten des Fremdenregiments bergen. Das

kleine schwarze Holzkreuz, das ich suchte und gleich fand, trug die Inschrift: C. G. (Ci-git) Hugo von Hellmersdorf, de la Légion étrangère. No 17319. Das war alles, und diese Inschrift deckte und verschwieg das letzte Wort eines raschen Jugendschicksals, vor dessen jähem Abschluß mich ein namenloses Weh durchschauerte. Einen Augenblick dachte ich daran, an die Eltern des Gemordeten zu schreiben; aber der Gedanke, daß eine fremde Stimme kein Recht habe, sich in einen fremden Schmerz zu mischen, hielt mich davon zurück, und ein seltsames Schuldgefühl ließ mich tagelang zu keiner inneren Ruhe kommen.

Doch ist die Legionskaserne kein Ort, wo man Gefühlen nachhängt, die doch nur bei einem Unwiederbringlichen verweilen und das Unsagbarste aufstacheln können. Da ich bei der Rückkehr zu meiner Kompanie wohlgenährt und frisch ausah, wurde ich bei einer Untersuchung für tropendienstfähig erklärt. Trotzdem die ausgelesenen Legionäre wußten, daß den meisten in den Sümpfen Tonkins der sichere Tod winkte, freuten sich doch alle, endlich einmal an den Feind zu kommen und wenigstens dem Elend des qualvollen Garnisondienstes enthoben zu sein. In mir aber war der feste Entschluß gereift, die Überfahrt nach Asien zur Flucht zu benutzen: die einzige Möglichkeit, ohne allzugroße Fährlichkeiten dem ehernen Legionsjoch zu enttrinnen, bot und bietet heute noch die Fahrt durch den Suezkanal, besonders wenn sie zur Nachtzeit erfolgt. Und diesmal hatte ich Glück: unser Transportschiff, der „Admiral Korfaint“, trat am 7. September — das Datum werde ich nie vergessen — nachts um ein Uhr von Port Said aus die Fahrt durch den Kanal an. Da die schmale Wasserstraße als neutrales Gebiet gilt, war das Verdeck mit Wachtposten überfät, um jeden Fluchtversuch der Legionäre unmöglich zu machen. Alle drei Schritte stand ein Soldat mit aufgezplantem Gewehr. Ich

saß traurig auf dem Verdeck an einem der großen schmalen Tische, wo wir unterwegs zu essen pflegten, und belauerte mit schiefem Blick den nächsten Posten, der müde an der Brüstung lehnte. Schon hatten wir den Bittersee passiert, und schon tauchten aus der nächtlichen Ferne, gleich winzigen Sternchen, die Lichter der Stadt Suez auf. Ich wußte, daß mir keine Hoffnung auf Entkommen blieb, wenn ich nicht innerhalb weniger Minuten den Sprung über Bord wagte. Also vorwärts: langsam und gähmend richtete ich mich auf: — ein Stoß, der Posten taumelt, und in weitem Bogen springe ich hinaus. Ein schwerer Fall, und schon schwimme ich der steilen Uferböschung zu. Als ich oben auf dem steilen Uferstande stand, sah ich beim Lichte eines Scheinwerfers, daß sich ein Offizier mit dem Mann zu schaffen machte, an dem ich vorbei in den Kanal gesprungen war. Ich schwenkte mein Käppi und schrie zurück: ‚Bon voyage!‘ und der Mann erwiderte zu meinem Erstaunen den Gruß, indem er leicht salutierte. Dann lief ich, um aus dem Bereich des Schiffes zu kommen, wie ein Besessener in das Land hinein. Als der langsam dahinziehende ‚Korsaint‘ im Dunkel der Nacht verschwunden war, näherte ich mich vorsichtig dem Kanal und schwamm eiligst auf die ägyptische Seite zurück, wo ich mich auszog, um meine Kleider zu trocknen. Um mich nicht zu erkälten, lief ich flüchtiger Adam im gewöhnlichen Legionärstempo in dem bleichen Sande auf und ab, wobei ich zurweilen mein Hemd wie eine weiße Heilsfahne schwenkte.

Trotzdem ich nicht wußte, welche Gefahren mich in Suez erwarteten, ging ich in aller Frühe in die Stadt hinein und fragte mich nach dem deutschen Konsulat durch, wo mich ein Schreiber nicht sehr freundlich empfing: er erklärte mir rundweg, da ich französische Uniform trüge, würde ich verhaftet und an Frankreich ausgeliefert werden. Als ich mit diesem Bescheid niedergeschlagen

auf den Hof trat, um da meines weiteren Schicksals zu harren, sprach mich ein Landsmann in unverkennbarstem sächsischem Dialekt an. Ich erzählte dem Manne in heller Erregung meine Geschichte, ohne auf Teilnahme oder Beistand zu hoffen; aber der Brave war sofort Feuer und Flamme: 'Nee, Männeken,' sagte er zwinkernd, 'die Bande soll Sie nicht wiederhaben. Kommen Sie nur mit und ziehen Sie die Hosen aus, die wir Anno 70 durchgeklopft haben.' Er nahm mich in ein nahegelegenes kleines Hotel mit, wo er mir in seinem Zimmer einen seiner Anzüge gab, der mir zwar etwas eng war, mich aber trotzdem in ein Gefühl unendlicher Ruhe und Bequemlichkeit versenkte. Meine Hände zitterten, als ich zum ersten Male nach so langer Zeit wieder einen Kragen anknöpfte und eine Halsbinde band. Aus meiner Legionsuniform machte ich in fieberhafter Eile ein Bündel und warf es, mit kühnem Wurf, in den Hof eines Nachbarhauses hinab, und nun erst fühlte ich mich frei.

Zwei Stunden später schon saß ich mit dem braven Herrn Wuttke in dem Schnellzuge nach Kairo, und unterwegs hatte ich Zeit, meinem Landsmann meine Schicksale zu erzählen. Der Gute war, wie ich sofort merkte, durch und durch Geschäftsmann und betrachtete die ganze Fremdenlegion, in der ich das böseste Schicksalsjahr meines Lebens verbracht hatte, als ein schmieriges Unternehmen, bei dem eine ganze Nation ohne Scham mit dem Blute fremder Volksgenossen wuchere und Löhne zahle, wie sie der ärgste Leuteschinder und Schlotbaron nicht zu bieten wage. Es war das erstemal, daß ich mein vergangenes Elend in kaufmännischer Beleuchtung erblickte; aber ich mußte dem Manne recht geben. Herr Wuttke lebte als Vertreter einiger sächsischer Baumwollfirmen in Alexandrien und dachte just daran, sein eigenes Geschäft zu gründen. Als er erfuhr, daß ich von Haus aus Philologe sei,

machte er mir den Vorschlag, seine beiden Knaben, die er sonst nach Deutschland schicken müßte, als Hauslehrer für eine höhere Gymnasialklasse vorzubereiten. Ich grinste, als ich hörte, daß ich wieder Schulmeister werden sollte; aber da ich nicht wußte, wovon ich am nächsten Tage leben sollte, sagte ich zu und blieb vier Jahre als Lehrer im Hause des braven Herrn Wuttke. Aus dieser ersten Zeit ist mir die merkwürdige Tatsache im Gedächtnis geblieben, daß ich mich meiner neuerlangten bürgerlichen Freiheit zunächst gar nicht so recht freuen konnte: es war ein Rest des alten Gemüthszustandes, der sich in dieser versteckten Mürrißkeit bemerkbar machte und meinen neuen Hausgenossen vielleicht gar nicht einmal auffiel. Ich erfuhr, daß man auch die Freude wieder lernen muß, und heute begreife ich, warum manche der ausgedienten Legionäre freiwillig wieder in ihr Sklavenjoch zurückkehrten: eben weil es ihre Seele geformt und zu einem andern Leben untauglich gemacht hatte. Als meine beiden Schüler Hans und Adolf, zwei liebe, aufgeweckte Burschen, ihr Freiwilligenexamen bestanden hatten, machte mir der glückliche Herr Wuttke den Vorschlag, in die Firma einzutreten und zu guter Letzt Kaufmann zu werden. Ich mußte nun noch allerlei Dinge lernen, von denen sich ein Philologe nichts träumen läßt; aber ich konnte wenigstens ohne Futter Sorgen in die Zukunft blicken und daran denken, ein bißchen von dem Mammon, an dem diese Welt mit so inbrünstiger Liebe hängt, auf die Seite zu legen. Einer meiner Pultkameraden, ein gerissener Neuhellene namens Papadopoulos, ermunterte mich hie und da, eine kleine Spekulation in Baumwolle zu wagen, und da ich nicht frech hineintappte und an der Quelle saß, schlugen diese Wagnisse in den meisten Fällen zum Vorteil meiner heimlichen Kasse aus. Ein richtiger Kaufmann, dem Geldverdienen das Höchste ist, bin ich aber trotzdem bis heute nicht geworden,

und ich muß sogar gestehen, daß ich mich im stillen selbst verachtete, wenn ich eine Summe einsteckte, die ich nicht durch reine Arbeit verdient hatte. Doch wer in Afrika, am Rand der Wüste, nicht weit von der echten Sphinx lebt, blickt mit anderen Augen in die Welt als die guten Europäer, deren Leben ja so ungeheuer kostbar ist, und wenn mich früher mein Igelthum von allen Menschen abschneid, so trieb mich nun die Gelassenheit, die mir zur zweiten Natur geworden war, in mich hinein, und eigentlich bin ich selbst begierig, was einmal zutage kommt, wenn der wirkliche Wendelin aus seiner Löwenhöhle hervorstürzt. Der menschlichen Seele ist die Kunst verliehen, aus alten Flickern und Fetzen der Erinnerung die schönsten Hochzeitskleider für dunkle Tage und hohe Zeiten zurechtzuschneiden; nur mir blieb diese Gabe, mich an alten Feuern zu wärmen, versagt, und ich weiß nicht, ob die dunkle Unruhe in mir mit einem allzuartigen Gewissen oder mit der Angst der Erkenntnis zusammenhängt, daß wir alle, hoch und nieder, als Spielball einer dunkeln Macht leben.

Meiner Heimat und allem, was sie barg, dachte ich mit stummem Groll nach, und obgleich sich mir die Gelegenheit, eine Fahrt nach Deutschland zu machen, öfters bot, zog ich es doch vor, meinen Sommer in Italien, an der Adria, in Rimini zu verleben und meinen selbstbewußten Landsleuten aus dem Weg zu gehen.

Daß die alte dunkle Fronie, als deren Belauscher ich mir etwas einzubilden pflegte, noch über meinem Leben waltet, erfuhr ich, als mich bei meiner ersten Reise in die Heimat die Laune anwandelte, meine Wanderfüße in dieses Haus zu setzen: ich brach beim Beschreiten der Treppe meinen Arm, und nun stehe ich vor der Frage, ob ich nicht besser getan hätte, meine plötzliche Regung zu bezwingen.“ —

Druck der Spamerſchen
Buchdruckerei in Leipzig

Im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen
folgende Werke von

W i l h e l m W e i g a n d :

Der Ring

Ein Novellenkreis. In Leinen M. 6.—

Wenn man die auf mehr als fünf-hundert engbedruckten Seiten dargebotenen Novellen untereinander vergleicht, so fällt zuerst die Fülle der Motive auf, die immer und immer wieder glänzend beherrscht und bewältigt werden. Weigand mag nun in die Reiche des Märchens oder der Phantasie, in entschundene Zeiten französischer Herrlichkeit und orientalischer Kultur treten, überall hat er die gleiche vornehme Ruhe und aristokratische Gebärde, die eine Stimmung von wirklich adeligem Reize vermittelt. Dieser Dichter ist in der That ein großer Künstler. Er versteht es, die Küchen-sorgen des Herrn de la Regnière gleich lebendig aufzuwecken wie die Liebesnot des alten guten Jupiters. Er versteht es als Weltmann, der ein feines und leis ironisches Lächeln beim Erzählen seiner Erfindungen und Anekdoten hat, dessen wohlgebildete Hand die Worte formend begleitet, dessen ruhiges Auge glänzt vom Strahle des Lebens. Buntheit, Sarrheit, Schwere und Mannigfaltigkeit, wirklicher Gehalt und seelische Fülle werden geboten, dabei in leichter Fassung; es scheint die Art eines Plauderers zu sein, und doch steht ein ganz bewusster und klarer Künstler dahinter. Langsam und bedächtig wühle man sich in die breite und oft wie Berlossenheit anmutende, trotzdem aber gezielte Form der Sammlung ein; dann wird man schließlich von der Vollendung dieser Perlen großer Dichtkunst nicht mehr lassen können.

Hans Martin Eister.

Der verschlossene Garten

Gedichte aus den Jahren 1901 bis 1909. Titel-
und Einbandzeichnung von Paul Brandt.
Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—

Die Frankenthaler

Roman. Fünfte, überarbeitete Auflage.
In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—

Könige

Ein Schauspiel in fünf Akten. Geheftet M. 3.—;
Pappband M. 4.—

Psyches Erwachen

Ein Schauspiel in drei Akten. Geheftet M. 3.—;
Pappband M. 4.—

Stendhal und Balzac

Zwei Essays
Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 6.—

Der Hof Ludwigs XIV.

Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von
Saint-Simon. Herausgegeben von Wilhelm Wei-
gand. Mit 34 zeitgenössischen Bildern.
Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 16.—

UNIVERSITY OF CHICAGO



70 006 963